

Marcel Proust

Tage der Freuden

Erzählungen

Der Tod des Baldassar Sylvandre, Freiherrn von Sylvanie

I

Apoll, so melden die Poeten, hütete jeden Tag die Herden des Admet; jeder Mensch ist auch ein verkleideter Gott, der den Narren spielt.

»Herr Alexis, weinen Sie doch nicht so! Vielleicht bekommen Sie vom Herrn Baron von Sylvandre ein Pferd geschenkt.«

»Ein ganz großes, Beppo, oder ein Pony?«

»Vielleicht wird es ein großes Pferd wie das des Herrn Cardenio. Aber weinen Sie doch nicht so ... an Ihrem dreizehnten Geburtstag!«

Die Aussicht, ein Pferd zu bekommen, und der Gedanke, daß er dreizehn Jahre alt war, machten Alexis' Augen durch die Tränen aufleuchten. Aber er war noch nicht getröstet, denn er mußte seinen Onkel Baldassar Sylvandre, Freiherrn von Sylvanie, besuchen. Er hatte ihn allerdings schon öfter gesehen seit dem Tage, an dem er gehört hatte, die Krankheit seines Onkels sei unheilbar. Aber wie hatte sich alles seitdem geändert!

Baldassar hatte sich über seine Krankheit völlige Klarheit verschafft und wußte, daß er höchstens noch drei Jahre zu leben hatte. Alexis konnte natürlich nicht begreifen, daß diese kummervolle Gewißheit seinen Onkel nicht getötet oder in den Wahnsinn getrieben hatte. Er fühlte sich nicht stark genug, den Schmerz zu ertragen, wenn er ihn sah. Er war durchaus überzeugt, daß er dann mit ihm von seinem nahen Ende sprechen müsse. Wie sollte er sich die Stärke zutrauen, den Onkel zu trösten oder wenigstens das Schluchzen in seiner Kehle zu unterdrücken? Er hatte seinen Onkel immer verehrt, fast angebetet. Für ihn war er der größte, der schönste, der jüngste, der feurigste und gütigste von allen Verwandten. Er liebte seine grauen Augen, seinen blonden Schnurrbart, seine Knie; dies war für den Knaben der tiefe und wonnige Zufluchtsort, solange er noch ganz klein war. Damals waren die Knie ihm uneinnehmbar erschienen wie eine Festung, von der einen

Seite belustigend wie Holzpferde, von der andern unverletzlich wie ein Tempel. Alexis, der an seinem Vater die dunkle, strenge Kleidung offenkundig mißbilligte und von einer Zeit der Zukunft träumte, in welcher er, stets zu Pferde, eine Eleganz wie eine Dame und eine Pracht wie ein König entfalten wollte, sah in Baldassar das höchste Ideal, das er sich von einem Manne bilden konnte. Sein Onkel war schön, das wußte Alexis, und er selbst sah ihm ähnlich. Und dann war sein Onkel klug, großherzig, seine Macht war mindestens ebensogroß wie die eines Bischofs oder eines Generals. Um die Wahrheit zu sagen, hatte er zwar aus dem Urteil seiner Eltern auch herausgehört, daß der Freiherr nicht ganz ohne Fehler war. Er hatte noch nicht vergessen, wie furchtbar zornig der Onkel hatte werden können, als sein Vetter Jean Galéas sich über ihn lustig gemacht hatte, und er dachte daran, wie das Aufflackern seiner Augen den Triumph seiner befriedigten Eitelkeit verraten hatte, als der Herzog von Parma ihm die Hand seiner Schwester anbieten ließ. (Der Oheim hatte damals, um nur ja seine Freude nicht offen zu zeigen, die Zähne zusammengebissen und eine Grimasse geschnitten, die ihm zur Gewohnheit geworden war und die Alexis mißfiel.) Er erinnerte sich noch des Tons der Verachtung, mit dem er zu Lucretia sprach, als sie eingestand, seine Musik nicht zu lieben.

Des öfteren spielten seine Eltern auf andere Handlungen seines Onkels an, die er nicht kannte, aber die er heftig tadeln hörte.

Aber jetzt waren alle Fehler Baldassars und seine banale Grimasse verschwunden. Wie sehr mußten die Spötteleien von Jean Galéas, die Freundschaft des Herzogs von Parma und seine eigene Musik einem Manne gleichgültig geworden sein, der sich dessen bewußt war, daß er in zwei Jahren vielleicht schon unter der Erde sein würde. Alexis stellte sich ihn vor, genauso schön, aber viel feierlicher und noch vollkommener, als er es vorher gewesen. Ja, feierlich und nicht mehr ganz von dieser Welt. Daher kam zu seinem trostlosen Leid noch ein wenig Unruhe und Schauern. Die Pferde waren seit langem angeschrirt, man mußte aufbrechen; so stieg er denn in den Wagen. Aber er verließ ihn wieder, um seinen Erzieher um einen allerletzten Rat zu fragen. Kaum hatte er begonnen zu reden, als er tief errötete.

»Herr Legrand, darf mein Onkel merken oder nicht, daß ich weiß, daß er sterben muß?«

»Nein, er soll nichts merken, Alexis!«

»Aber wenn er davon spricht?«

»Er wird nicht davon sprechen.«

»Er wird nicht davon sprechen?« sagte Alexis betroffen. Das war die einzige Möglichkeit, die er nicht vorausgesehen hatte. Denn sooft er sich den Besuch bei seinem Onkel in der Phantasie ausgemalt hatte, hatte er ihn über den Tod mit der Sanftheit eines Priesters sprechen gehört.

»Ja, aber wenn er doch davon spricht?«

»Dann sagen Sie ihm, daß er sich täuscht.«

»Und wenn ich weine?«

»Sie haben heute morgen schon zu viel geweint, Sie werden in seiner Gegenwart nicht weinen.«

»Ich werde nicht weinen?« rief Alexis verzweifelt aus. »Dann muß er ja glauben, daß ich keinen Kummer fühle, daß ich ihn nicht mag... mein lieber armer Onkel...« Und er brach in Tränen aus. Seine Mutter mochte nicht länger geduldig warten, sie kam, um ihn zu holen, und die Reise ging los.

Alexis traf im Vorraum einen grün- und weißlivrierten Diener, der auf den Knöpfen der Livree das Wappen von Sylvania trug, und übergab ihm seinen kleinen Mantel. Nun blieb er mit seiner Mutter einen Augenblick stehen und lauschte dem Geigenklang, der aus einem Nachbarzimmer drang. Dann führte man sie in einen sehr großen, runden Saal, der ganz verglast war und in dem der Freiherr sich oft aufhielt. Man sah gleich beim Eintritt das Meer vor sich; man mußte nur den Kopf wenden, um Rasenplätze, Wiesen und Wälder zu erblicken. In der Tiefe des Gemaches gab es zwei Katzen, ferner Rosen, Mohnblumen und viele Musikinstrumente.

Sie warteten einen Augenblick.

Alexis stürzte sich auf seine Mutter, sie dachte, er wolle sie küssen, aber er flüsterte ihr zu, seinen Mund an ihr Ohr gepreßt: »Wie alt ist mein Onkel?«

»Er wird im Juni sechsendreißig Jahre alt.«

Er wollte fragen: »Glaubst du, daß er jemals sechsendreißig Jahre alt wird?«, aber er wagte es nicht.

Eine Tür ging auf, Alexis zitterte, ein Diener sagte: »Der Herr Baron erscheint sofort.«

Bald kam der Diener wieder und ließ zwei Pfauen und ein Zicklein herein, die der Freiherr immer bei sich hatte. Dann hörte man wieder Schritte, die Tür öffnete sich noch einmal. Es ist nichts, sagte sich Alexis. Sein Herz schlug jedesmal höher, sooft er ein Geräusch hörte. Es ist wahrscheinlich nur ein Diener, ja, es kann nichts anderes sein als ein Diener. Aber in diesem Augenblick hörte er eine sanfte Stimme: »Guten Tag, mein kleiner Alexis, ich wünsche dir Glück zum Geburtstag.« Aber sein Onkel machte ihm angst, als er ihn umarmte, was unvermeidlich war. Nachher beschäftigte er sich nicht weiter mit dem Knaben, er wollte ihm Zeit lassen, sich zu beruhigen, und begann nun lustig mit Alexis' Mutter, seiner Schwägerin, zu plaudern. Seit dem Tode seiner Mutter war sie der Mensch, den er am meisten auf der Welt liebte.

Jetzt hatte sich Alexis gefaßt und fühlte nur noch eine große Zärtlichkeit für diesen jungen Mann, der immer noch so bezaubernd war, der kaum blasser schien als zuvor und der sein Leiden so heldenhaft trug, daß er in dieser tragischen Minute eine Komödie der Lustigkeit spielen konnte. Er hätte sich ihm gern an den Hals geworfen, aber er wagte es nicht. Denn er fürchtete, er könne die Energie seines Onkels lähmen, und wie sollte er sich dann noch beherrschen? Vor allem war es der traurige, sanfte Blick des Freiherrn, der ihm Sehnsucht nach Tränen gab. Alexis wußte, diese Augen waren nie anders als traurig, und selbst in den glücklichsten Augenblicken schienen sie um einen Trost zu flehen für Schmerzen, die lange schon vergangen waren. Aber in diesem Augenblick war sich Alexis bewußt, die Traurigkeit seines Onkels (mit aller Tapferkeit aus dem Gespräch verbannt) habe sich in die Augen geflüchtet, die mit seinen abgemagerten Wangen allein die Wahrheit sprachen.

»Ich weiß, daß du gern einen Wagen mit zwei Pferden fahren würdest, mein kleiner Alexis«, sagte Baldassar, »man wird dir morgen ein Pferd bringen. Zum nächsten Jahr werde ich das Paar vervollständigen, und in zwei Jahren werde ich dir den Wagen schenken. Aber vielleicht könntest du dieses Jahr immerhin das Pferd reiten, wir werden es nach meiner Rückkehr ausprobieren. Denn ich bin entschlossen, morgen zu reisen«, sagte er, »aber nicht auf lange. In kaum einem Monat will ich zurück sein, und wir werden zusammen in die Vormittagsaufführung gehen, weißt du, und das Schauspiel ansehen, wie ich es dir versprochen habe.«

Alexis wußte, daß sein Onkel einige Wochen bei einem Freunde verbringen wollte, auch wußte er, daß es jenem noch erlaubt war, ins Theater zu gehen; aber wenn er vor diesem Besuch bei dem Onkel von niederschmetternden Todesgedanken durchdrungen war, so empfand er doch jetzt bei seinen Worten ein tiefes und schmerzliches Erstaunen.

Ich will nicht hingehen, sagte er sich. Denn nur unter Qualen würde sein Onkel das Witzereißen der Schauspieler und das Lachen der Zuschauer anhören können.

»Was war denn das für eine hübsche Melodie, die du spieltest, als wir hereinkamen?« fragte Alexis' Mutter.

»Ah, findest du sie hübsch?« sagte Baldassar freudig erregt. »Es ist die Romanze, von der ich dir sprach.«

Ist das echt? fragte sich Alexis. Kann der Beifall, den man seiner Musik zollt, ihm noch Freude machen?

In diesem Augenblick nahm das Gesicht des Freiherrn den Ausdruck tiefen Schmerzes an; seine Wangen erblaßten, er zog die Lippen und Brauen zusammen, seine Augen füllten sich mit Tränen.

Mein Gott, schrie es in Alexis, diese Rolle geht über seine Kraft. Mein armer Onkel! Aber warum hat er solche Angst, uns traurig zu machen? Warum bezwingt er sich so sehr?

Aber schon war der Anfall der allgemeinen Lähmung verflogen. Manchmal konnten diese Schmerzen Baldassar mit einer eisernen Rüstung von derartiger Gewalt zusammenpressen, daß sein Körper

Wundmale trug und daß unter ihrer Wucht sein Gesicht sich unwillkürlich zur Fratze verzerrte, wie eben jetzt.

Trotzdem trocknete er die Augen und begann sich von neuem gutgelaunt zu unterhalten.

»Es scheint, der Herzog von Parma ist seit einiger Zeit nicht mehr so liebenswürdig gegen dich«, bemerkte Alexis' Mutter ungeschickt genug.

»Der Herzog von Parma«, rief Baldassar wütend aus, »der Herzog von Parma und weniger liebenswürdig als vorher? Aber, meine Liebste, wohin versteigen sich deine Gedanken? Noch heute morgen hat er mir geschrieben und mir sein Schloß in Illyrien zur Verfügung gestellt, falls die Gebirgsluft mir wohltun sollte.« Er erhob sich schnell, aber damit erweckte er von neuem den schauderhaften Schmerz und mußte einen Augenblick stehenbleiben; kaum hatte sich der Schmerz beruhigt, als er rief: »Bringen Sie mir den Brief, der neben meinem Bette liegt.« Nun las er eilig und voller Leben: »Mein lieber Baldassar, ich kann gar nicht sagen, wie sehr Sie mir fehlen usw. usw.« In dem Maße, als sich dann die Liebenswürdigkeit des Prinzen strahlender enthüllte, wurde auch Baldassars Gesicht friedlich, und es begann sogar aufzuleuchten in glücklicher Zuversicht. Plötzlich fiel es ihm offenbar ein, es sei besser, eine Freude zu verbergen, die ihm nicht viel Ehre machte, deshalb preßte er die Zähne zusammen und machte die hübsche, banale, kleine Grimasse, die Alexis für immer aus diesem todbeschatteten Antlitz verbannt glaubte.

Diese kleine Grimasse, die ganz so wie früher den Mund Baldassars kräuselte, diese Grimasse öffnete Alexis' Augen. Denn er hatte, seit er bei seinem Onkel war, geglaubt (und er wollte es auch so), er werde das Gesicht eines Sterbenden vor sich sehen, das aller vulgären Wirklichkeit entrückt war und dessen Mund nur noch ein Lächeln hätte umschweben dürfen, ein Lächeln, heldenhaft sich selbst abgezwungen, traurig und liebevoll, himmlisch und entzaubert zugleich. Jetzt zweifelte Alexis nicht mehr daran, daß die Neckereien eines Jean Galéas seinen Onkel ganz ebenso wie früher in Wut bringen konnten, er war überzeugt, daß in der Heiterkeit des Kranken, in seinem Wunsch, ins Theater zu gehen, weder Heuchelei noch Heroismus zum Ausdruck kamen und daß selbst in der

unmittelbaren Nähe des Todes Baldassar nicht einen Augenblick aufgehört hatte, an das Leben zu denken.

Auf dem Heimweg war Alexis tief betroffen bei dem Gedanken, auch er würde eines Tages sterben; und wenn er persönlich auch sehr viel mehr Zeit vor sich hatte als sein Onkel, so würden doch keinesfalls der alte Gärtner Baldassars und seine Base, die Herzogin von Aléncourt, diesen lange überleben. Und doch: obwohl Rocco, der Gärtner, reich genug war, um sich zurückzuziehen, arbeitete er doch ununterbrochen weiter, um noch mehr Geld zu verdienen, und bemühte sich, einen Preis in der Ausstellung für seine Rosen zu gewinnen. Die Herzogin (trotz ihrer siebzig Jahre) gab sich große Mühe, sich zu schminken, und bezahlte den Zeitungen Artikel, worin man die Jugendlichkeit ihres Ganges, die Eleganz ihrer Empfänge und die Gepflegtheit ihres Tisches und ihres Geistes in den höchsten Tönen feierte.

Diese Beispiele waren nicht dazu angetan, das Staunen zu mindern, in das die Haltung seines Onkels ihn versetzt hatte: sie ließen ihn vielmehr noch viel tiefer betroffen sein, dies Staunen griff immer weiter um sich, steigerte sich zur massiven Verblüffung über den allgemeinen Skandal all dieser Existenzen (wobei er seine eigene nicht ausnahm), denn es waren Existenzen, die im Krebsgang dem Tode näherrückten, ohne das Leben aus den Augen zu lassen. Er war entschlossen, eine so empörende Verirrung nicht nachzuahmen, und entschied sich dahin, nach dem Beispiel der alten Propheten, von deren Ruhm man ihm erzählt hatte, sich mit einigen seiner kleinen Freunde in die Wüste zurückzuziehen. Bald machte er hiervon seinen Eltern gebührende Mitteilung. Doch zu seinem großen Glück bot ihm das Leben, dessen kräftige und milde Milch stärker war als aller Spott, die Brust, um ihn davon abzubringen. Er sog in vollen Zügen, mit freudenvoller Gier, während seine leichtgläubige und reiche Phantasie naiv die Klagen anhörte und großzügig den schlechten Nachgeschmack wieder abzuschwächen strebte.

II

Am Tage nach Alexis' Besuch war der Freiherr von Sylvanie nach einem Nachbarschloß verreist, in welchem er drei Wochen verbringen wollte und wo die Anwesenheit zahlreicher Gäste die Traurigkeit, die seinen Krisen folgte, zerstreuen konnte.

Bald erschienen ihm alle Freuden des Lebens vereinigt in der Gesellschaft einer jungen Frau, die sie ihn doppelt tief empfinden ließ, indem sie diese mit ihm teilte. Es war ihm, als empfände er etwas wie Liebe für sie, doch blieb er ihr gegenüber zurückhaltend. Er kannte sie als vollkommen tugendhaft, und im übrigen erwartete sie ungeduldig die Ankunft ihres Gatten; und dann war er nicht sicher, ob er sie wahrhaft liebe, er ahnte in der Tiefe seines Herzens, wie sündhaft es wäre, sie zum Bösen zu verführen. Von wann an ihre Beziehungen zueinander sich gewandelt hatten, konnte er sich niemals entsinnen. Doch jetzt küßte er ihr wie nach einer gemeinsamen Übereinkunft (deren Ursprung er nicht feststellen konnte) die Handgelenke und legte ihr den Arm um die Schultern. Sie schien so glücklich, daß er eines Abends mehr tat: er begann sie zu küssen, dann streichelte er sie lange, um sie dann von neuem zu küssen, ihre Augen, ihre Wange, ihre Lippen, ihren Hals und die Flügel ihrer Nase. Der Mund der jungen Frau kam seinen Küssen lächelnd entgegen, und ihre Augen leuchteten in den Tiefen wie stilles Wasser in der Sonne. Die Liebkosungen Baldassars wurden kühner: nun blickte er sie einen Augenblick an; er erschrak vor ihrer Blässe, vor der grenzenlosen Verzweiflung, die ihre tote Stirn ausdrückte, vor ihren herzerreißenden, müden Augen, vor den Blicken, die trauriger als Tränen weinten, denn es war, als wenn sie die Tortur der Kreuzigung erlitte oder unwiderruflich ein geliebtes Wesen verlieren sollte. Er betrachtete sie einen Augenblick; und da, in der höchsten Anspannung, erhob sie ihre flehenden Augen zu ihm, während gleichzeitig ihr gieriger Mund in einer unbewußten, krampfhaften Bewegung nach neuen Küssen wieder verlangte. Beide wurden von der Woge der Lust fortgerissen, die zwischen ihnen, in dem Duft ihrer Küsse und der Erinnerung ihrer Liebkosungen schwebte, nun stürzten sie sich aufeinander, von jetzt an schlossen sie die Augen, die die Verzweiflung ihrer Seelen enthüllten: sie wollten einander nicht sehen. Er war der

erste, der die Augen schloß, mit aller Kraft, wie ein Henker, der von der Reue gepackt wird und der fühlt, daß sein Arm mitten im Schlage zittern müßte, wenn er seinem Opfer (statt es in seiner Wut noch aufreizender sich zu denken und dann mit aller Gewalt diese Wut an ihm zu befriedigen), wenn er seinem Opfer einen Augenblick ins Antlitz blicken und einen Augenblick lang den Schmerz dieses Wesens teilen müßte.

Die Nacht war gekommen, und noch war die Geliebte in seinem Zimmer, die Augen traurig und tränenlos. Wortlos ging sie, seine Hand mit leidenschaftlicher Traurigkeit küssend.

Doch er konnte nicht schlafen. Hatte er sich auf einen Augenblick beruhigt, dann faßte ihn ein neuer Schauer, wenn er die flehenden, verzweifelten Augen des sanften Opfers auf sich gerichtet fühlte. Plötzlich sah er sie vor sich, wie sie schlaflos dalag und sich unsagbar einsam fühlte. Er kleidete sich an, ging leise bis zu ihrem Zimmer, wagte kein Geräusch zu machen, um sie nicht zu wecken, wenn sie schlief; aber ebensowenig fand er den Mut, in sein eigenes Zimmer zurückzukehren, wo Himmel und Erde und seine Seele ihn mit ihrem Gewicht erdrückten. Er blieb da, an der Schwelle des Zimmers der jungen Frau, und fühlte in jedem Augenblick, nun sei seine Kraft am Ende, und er müsse zu ihr. Dann erschreckte ihn der Gedanke, daß er dieses sanfte Vergessen zerstören sollte (denn sie schlief mit tiefem Atmen, dessen sanftes Gleichmaß er fühlte). Weshalb sie grausam der Reue und Verzweiflung ausliefern, während sie jetzt sich in den Schlaf geflüchtet hatte? So blieb er denn an der Schwelle, er saß, er kniete, manchmal lag er da. Am Morgen kehrte er in sein Zimmer zurück, verfroren und beruhigt; schlief lange und erwachte ausgeruht und voller Wohlbefinden.

Sie sann beide auf Mittel, um ihr Gewissen zu beruhigen, sie gewöhnten sich an die Reue, die schwächer und schwächer wurde, an die Freude, die auch an Glanz abnahm, und als er nach Sylvania zurückkehrte, blieb ihm wie ihr von diesen brennenden und grausamen Augenblicken nur noch ein sanftes, etwas kühles Gedenken.

III

*Seine Jugend macht so viel Lärm;
er hört nichts.*

Mme. de Sévigné

Als Alexis an seinem vierzehnten Geburtstag seinen Onkel Baldassar besuchte, fühlte er nicht, wie erwartet, noch einmal das heftige Ergriffensein des vergangenen Jahres.

Die vielen langen Ritte auf dem Pferd, welches der Onkel ihm geschenkt hatte, hatten seine Körperkräfte straff entwickelt, seine Schlawheit überwunden. Jetzt durchströmte ihn die ununterbrochene Empfindung von Gesundheit, die sich der Jugend hinzugesellt als das unklare Bewußtsein der unermeßlichen Tiefe ihrer tausend Quellen und der Macht ihrer frischen Freude. Er fühlt im Winde, den sein Galopp erweckt, die Brust einem Segel gleich sich spannen, sich ausweiten, er fühlt den Körper aufglühen, gleich einem Winterfeuer. Wie kühl streicht es um die Stirn, wie sanft berühren die fliehenden Blätter den Vorbeijagenden! Er fühlt, wie dieser Körper dann daheim unter dem kalten Wasser stramm wird – um dann zu schlafen, lange, in genießerischem Verdauen. So steigerte er in sich die lebendigen Kräfte des Daseins, die einst auch Baldassars unruhvoller Stolz gewesen waren. Nun aber hatten sie sich von jenem auf immer geschieden, um jüngere Seelen zu erfreuen, welche sie doch auch eines Tages verlassen mußten.

Keine Faser in Alexis konnte mit der Schwäche seines Onkels zugrunde gehen, nichts in ihm konnte mitsterben bei Baldassars baldigem Tod. Das Blut sauste zu freudevoll in seinen Adern, seine Wünsche brausten zu jugendfroh in seinem Kopfe. Wie sollte er das Klagen, das Verlöschen des Kranken hören? Alexis war mitten in der glutvollen Periode, wo der Leib mit so kräftiger Energie daran arbeitet, seine Paläste zwischen dem Ich und der Seele aufzubauen, bis diese Seele endlich ganz verschwunden zu sein scheint. Aber verschwunden bloß bis zu dem Augenblick, da Krankheit oder Leid in langsamer Arbeit die schmerzhaft Spalte gebohrt haben, an dessen Ende sie wiedererscheint. Er hatte sich an die tödliche Krankheit seines Onkels

gewöhnt, wie an alles, was rings um uns dauert. Obwohl Baldassar noch lebte, hatte er Alexis einmal zu Tränen gerührt, wie uns die Toten weinen lassen. So spielte er in Alexis' Dasein nur die Rolle eines Abgeschiedenen, denn Alexis begann ihn zu vergessen.

Als sein Onkel ihm an diesem Tage sagte: »Mein kleiner Alexis, ich schenke dir den Wagen gleichzeitig mit dem zweiten Pferd«, hatte er verstanden, daß sein Onkel dachte: »Denn sonst kann es so werden, daß du den Wagen niemals bekommst«, und er wußte, daß es ein sehr trauriger Gedanke war. Aber er empfand ihn nicht so, denn im gegebenen Augenblick gab es in ihm keinen Raum für tiefen Schmerz.

Einige Tage danach machte beim Lesen folgende Szene großen Eindruck auf ihn: Es war die Schilderung eines Bösewichts, den auch die ergreifendsten Zärtlichkeiten eines Sterbenden, der anbetend zu ihm emporsah, nicht rühren konnten.

Am Abend hatte er Angst, er selbst sei der Bösewicht, in dessen Gestalt er sich wiederzuerkennen glaubte; diese Angst ließ ihn nicht einschlafen.

--

Der Freiherr von Sylvania konnte nun nur noch mit Mühe gehen, er entfernte sich gar nicht mehr aus dem Schloß. Seine Freunde und Verwandten verbrachten den ganzen Tag mit ihm; nun konnte er die tadelnswertesten Tollheiten bekennen, die dümmste Verschwendung gestehen, die widersprechendsten Paradoxien loslassen, das abscheulichste Laster aufweisen, ohne daß seine Verwandten ihm Vorwürfe zu machen oder seine Freunde sich einen Witz, einen Widerspruch zu erlauben wagten. Es schien, als sei man stillschweigend übereingekommen, ihn von jeder Verantwortlichkeit für seine Handlungen zu entbinden. Vor allem machte es den Eindruck, als wollte man ihn verhindern, das letzte Knarren und Ächzen seines sterbenden Körpers mit eigenen Ohren zu vernehmen, und deshalb hüllte man ihn fast mit Gewalt in Watte oder versuchte durch Liebkosungen dies Schwere zu überwinden.

Er durfte jetzt lange und reizvolle Stunden tête-à-tête mit sich selbst verbringen, mit dem einzigen Gast, den er während seines Lebens zum Abendessen einzuladen vergessen hatte. Er fand seine melancholische

Freude daran, seinen leidenden Körper aufzuputzen, seine Ergebung an das Fenster zu lehnen und das Meer zu betrachten. Rings um seine Todesszene setzte er einen Kreis von Bildern dieser Welt, von der er noch ganz erfüllt war, welche ihm aber die Entfernung (die ihren Scheidestrich dazwischen gesetzt hatte) schon mit unbestimmter Schönheit schmückte; und so glich diese Todesszene, im voraus ausgedacht, aber andauernd weiter retuschiert, einem Kunstwerk, ganz erfüllt von der heißesten Trauer. Schon erstand in seiner Phantasie sein Abschied von der Herzogin von Oliviane, seiner großen platonischen Freundin, deren Salon er beherrschte, obwohl die größten Herren, die berühmtesten Künstler und Literaten Europas dort versammelt waren. Es war ihm, als läse er schon die Beschreibung ihrer letzten Unterhaltung: »... Die Sonne war schon untergegangen, und das Meer, das man durch die Zweige der Apfelbäume erblickte, war malvenfarbig. Kleine rosenrote und blaue Wölkchen schwebten am Horizont, so zart wie lichte welke Kränze, immer wechselvoll wie Klagen. Eine melancholische Reihe von Pappeln tauchte im Dunkel unter, ihre ergebenden Wipfel versanken, in einem Rosa leuchtend, wie es die Scheiben alter Kirchen haben. Die letzten Strahlen konnten nicht bis zu ihren Stämmen durchdringen und färbten bloß ihre Äste, die schattenhaften Balustraden mit Lichtgirlanden behängend. Die Brise vereinte den Duft von Meer, von feuchtem Blattwerk und von Milch. Nie war die Landschaft von Sylvania tiefer mit wollüstiger Glut und mit der Wehmut des sanften Abends durchtränkt.«

»Ich habe Sie sehr geliebt, aber ich habe Ihnen wenig gegeben, mein armer Freund«, sagt sie zu ihm.

»Was sagen Sie, Oliviane? Sie mir wenig gegeben? Sie haben mir tausendmal mehr gegeben, als ich je erbeten habe, und wahrhaftig unvergleichlich mehr, als wenn die niederen Sinne ihren Anteil an unserer Zuneigung gehabt hätten. Sie waren nicht von dieser Welt, waren hoch wie eine Madonna, sanft wie eine Amme, so habe ich Sie angebetet, so haben Sie mich auf Ihren Armen gewiegt. Ich habe Sie mit einer Zuneigung geliebt, deren zartfühlende Klarheit durch keine Hoffnung auf Sinnenfreude getrübt wurde. Sie brachten mir dafür eine unvergleichliche Freundschaft, einen auserwählten Tee, ein Gespräch

voll natürlicher Schönheit und frische Rosen – weiß ich noch, wieviel? ... Sie allein haben mit mütterlich beredten Händen meine im Fieber brennende Stirn kühlen können, haben Honig zwischen meine vertrockneten Lippen gefloßt und schöne, edle Bilder in mein Leben gebracht.

Liebe Freundin, geben Sie mir Ihre Hände, ich möchte sie küssen ...«

Es gab für ihn nichts mehr auf der Welt als die Gleichgültigkeit Pias, einer kleinen Syrakuser Prinzessin, die er mit allen Sinnen und von ganzem Herzen liebte (sie aber war in unversiegbarer, toller Leidenschaft zu Castruccio entbrannt), diese Gleichgültigkeit war es, die ihn von Zeit zu Zeit an eine rauhere Wirklichkeit erinnerte. Er bemühte sich, diese Wirklichkeit schnell zu vergessen. Noch in den letzten Tagen hatte er sich mit ihr auf Festen gezeit, so glaubte er seinen Rivalen zu demütigen; aber auch dort sah er, wenn sie an seinem Arme ging, in ihren tiefen Augen nur den Widerschein einer Liebe zu dem andern; und wenn sie sie ihm verbarg, so war es nur aus Mitgefühl mit dem Kranken. Und nun konnte er sogar das nicht mehr. Seine Beine gehorchten ihm so wenig, daß er sich nicht mehr öffentlich zeigen konnte. Doch besuchte sie ihn oft, und als sei sie in die große Sanfttheitsverschwörung der andern eingeweiht und aufgenommen, wandte sie sich stets zu ihm mit besonderer, sinnreich ausgedachter Zärtlichkeit, die niemals, wie früher sonst, vom Schrei ihrer unwilligen Kälte oder von dem Geständnis ihres Zornes Lügen gestraft wurde. Ihre Sanftheit war anders als die aller übrigen Menschen, er fühlte sie als tiefe Beruhigung über sich dahinströmen, und so wurde er von ihr beglückt.

Als er sich aber eines Tages von seinem Stuhl erhob, um zu Tisch zu gehen, sah sein Diener in höchstem Erstaunen ihn viel besser gehen. Der Kranke ließ den Arzt kommen, der sich noch nicht entscheiden wollte. Am nächsten Tage ging er gut. Nach acht Tagen erlaubte man ihm auszugehen. Grenzenlose Hoffnung erfüllte seine Eltern und Verwandten. Der Arzt glaubte, eine einfache, heilbare Nervenkrankheit habe die Merkmale der allgemeinen Lähmung vorgetäuscht, und nun seien sie im Schwinden begriffen. Er teilte Baldassar seine Ansicht (noch zweifelte er im Grunde) als Gewißheit mit und sagte ihm: »Sie sind gerettet!« Der zum Tode Verurteilte war freudig ergriffen, als man ihm

das Leben schenkte. Nach einiger Zeit hatte sich sein Befinden noch mehr gebessert, und eine scharfe Unruhe begann unter seiner Freude durchzubrechen, die durch diese kurze Gewohnheit schon abgeschwächt war.

Er war geschützt gewesen vor den Unbilden des Lebens, er hatte in einer gütigen Atmosphäre von Liebe und Wärme gelebt, von willensstarker Ruhe und frei schweifenden Gedanken, und da war im tiefsten, dunkelsten Seelengrunde die Sehnsucht nach dem Tode emporgekeimt. Noch ahnte er dies nicht, er fühlte nur eine unbestimmte Angst bei dem Gedanken, er müsse wieder zu leben beginnen, er müsse von neuem die Schläge des Schicksals, die er nicht mehr gewöhnt war, auf sich nehmen und müsse auf die Zärtlichkeiten, mit denen man ihn umgeben hatte, verzichten. Auch begriff er unklar, wie schlecht es war, sich in Freude oder in Taten zu verlieren, nun, da er sich kennengelernt hatte, sich, den brüderlichen Fremden. Während er die Boote das Meer durchfurchen sah, hatte er viele unbeschreibliche Stunden mit diesem Ich verplaudert, so weit entfernt, aber immer im Zauberkreise dieses »Ich« befangen. Es war ihm, als fühle er jetzt die Nostalgie, die Heimatsehnsucht nach dem Tode, und doch war der Tod ihm damals als ewige Stätte der Verbannung erschienen, als er sich damals dorthin gerufen fühlte.

Er äußerte bei irgendeiner Gelegenheit einen Gedanken, und Jean Galéas, der ihn als geheilt ansah, widersprach ihm heftig, lachte ihn aus. Seine Schwägerin, die ihn zwei Monate lang morgens und abends besucht hatte, kam zwei Tage lang nicht. Das war zuviel! Er war schon zu sehr des normalen Lebenslaufes entwöhnt, er wollte ihn nicht wiederaufnehmen! Denn dies Leben hatte ihn nicht mit seiner reizvollsten Seite zurückerobert.

Aber seine Kräfte kehrten wieder und mit ihnen alle seine Lebenslust: er ging aus, begann wieder zu leben, und seiner Existenz stand ein zweites Sterben bevor. Nach einem Monat erschienen die Symptome der allgemeinen Lähmung wieder. Nach und nach, wie schon das erstemal, wurde ihm das Gehen erst schwerer und dann unmöglich, und alles schritt so deutlich fort, daß er sich an seine Rückkehr zum Tode gewöhnen und nur Zeit gewinnen konnte, den Kopf zu wenden. Der

Rückfall hatte nicht die Wirkung des ersten Anfalles; denn am Ende des ersten Anfalles hatte er begonnen, sich vom Leben zu lösen, nicht, um es in seiner Wirklichkeit zu umfassen, sondern um es anzusehen wie ein Bild. Jetzt war alles ins Gegenteil gewandelt; er zeigte sich immer eitler, aufbrausender, denn unerträglich brannte in ihm das Verzichtenmüssen auf Freuden, die er nicht mehr genießen konnte.

Nur seine Schwägerin, an der er zärtlich hing, brachte seinem Ende etwas Freude. Sie kam mehrmals am Tage und Alexis mit ihr.

Als sie eines Nachmittags zum Freiherrn fuhr, gingen kurz vor dem Ziele ihre Pferde durch: sie wurde heftig zu Boden geschleudert, von einem vorbeigaloppierenden Mann überritten und bewußtlos, mit einer riesigen Schädelwunde, zu Baldassar getragen.

Der Kutscher, der nicht verwundet war, brachte sofort die Nachricht des Unfalles dem Freiherrn, der sie erblassend empfing. Er hatte die Zähne zusammengebissen, seine Augen brannten und traten aus den Höhlen, und in einem fürchterlichen Wutausbruch beschimpfte er den Kutscher lange; doch es schien, als wollten diese brutalen Ausbrüche nur ein schmerzvolles Rufen verbergen, das sich, sobald die Ausbrüche schwiegen, leise vernehmen ließ. Es war, wie wenn ein Müder, ein Kranker neben dem wutentbrannten Vicomte sein Leid klagte. Bald deckte diese Klage, die so schwach begonnen hatte, ihren Mantel über das Schreien seiner Wut, und er brach schluchzend auf einem Stuhl zusammen.

Er wollte sich das Gesicht waschen lassen, um seine Schwägerin nicht durch die Spuren seines Schmerzes zu beunruhigen. Der Diener schüttelte traurig den Kopf; die Kranke hatte das Bewußtsein nicht wiedererlangt. Der Freiherr verbrachte zwei verzweifelte Tage und Nächte bei seiner Schwägerin. Sie konnte jeden Augenblick sterben. In der zweiten Nacht unternahm man einen äußerst kühnen Eingriff. Am Morgen des dritten Tages war das Fieber gesunken, und die Kranke lächelte Baldassar an, der seine Tränen nicht mehr halten konnte und vor Freude sich ausweinte. Als der Tod nach und nach zu ihm gekommen war, hatte er ihn nicht sehen mögen. Nun war er Angesicht zu Angesicht vor ihm gestanden. Der Tod hatte ihn mit Grauen erfüllt,

als er das bedrohte, was Baldassar am teuersten war; doch dieser hatte ihn angefleht und hatte ihn gerührt.

Er fühlte sich stark und frei, stolz in dem Bewußtsein, sein eigenes Leben sei ihm nichts gegen das seiner Schwägerin, und er wußte in sich ebensoviel Verachtung für den Tod wie Mitleid mit der geliebten Frau.

Jetzt war es der Tod, dem er ohne Schleier ins Auge sah, und nicht die Szenen, die sein Ableben umgaben. So wollte er bis zum Ende bleiben, wollte nicht von der Lüge wiederergriffen werden, die ihm für den Preis einer schönen und feierlichen Sterbeszene alles entweiht und in den Staub gezogen hatte, die Geheimnisse seines Todes beschmutzend, wie sie ihn um die Geheimnisse seines Lebens betrogen hatte.

IV

*Morgen, und morgen, und dann wieder morgen,
Kriecht so mit kleinem Schritt von Tag zu Tag
Zur letzten Silb' auf unserm Lebensblatt;
Und alle unsre Gestern führten Narrn
Den Pfad des stäub'gen Tods. – Aus! kleines Licht! –
Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild,
Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht
Sein Stündchen auf der Bühn' und dann nicht mehr
Vernommen wird; ein Märchen ist's, erzählt
Von einem Dummkopf, voller Klang und Wut,
Das nichts bedeutet. –*

Shakespeare, Macbeth

Die Aufregung und die Ermüdung Baldassars während der Krankheit seiner Schwägerin hatten den Lauf seines Leidens beschleunigt. Er hatte soeben von seinem Beichtvater erfahren, daß er nur noch einen Monat zu leben habe; es war zehn Uhr morgens, und es regnete in Strömen. Ein Wagen hielt vor dem Schloß. Es war die Herzogin Oliviane. Einst hatte er sich kunstvoll die Szene seines Todes ausgeschmückt:

»... Es wird ein heller Abend sein. Die Sonne ist gerade untergegangen, und das Meer, welches man durch die Zweige der Apfelbäume erblickt, wird malvenfarben sein. Kleine rosenrote und blaue Wölkchen werden am Horizont schweben, so zart ...«

Es war zehn Uhr morgens, der Himmel niedrig und schmutzig, der Regen goß in Strömen, als die Herzogin Oliviane kam. Er war ermüdet durch seine Krankheit, bereits einer höheren Welt ganz hingegeben; da fühlte er die Anmut der Dinge nicht, die ihm früher als der höchste Preis, als der Zauber und der feinste Triumph des Lebens erschienen waren. So ließ er der Herzogin sagen, er sei zu schwach. Sie wollte darauf bestehen, aber er mochte sie nicht empfangen. Es geschah nicht einmal aus dem Gefühl der Pflicht; sie bedeutete ihm nichts mehr. Schnell war es dem Tode gelungen, diese Sklavenbande zu lösen, die er vor einigen Wochen noch gefürchtet hatte. Er versuchte an sie zu denken, aber sah nichts vor sich erscheinen; denn die Augen seiner Phantasie und seiner Eitelkeit waren geschlossen.

Trotzdem konnte kurz vor seinem Tode eine Bemerkung über einen Ball bei der Herzogin von Bohême seine wütende Eifersucht erwecken. Denn auf diesem Ball sollte Pia mit Castruccio, der am folgenden Tag nach Dänemark fuhr, den Kotillon führen. Er bat, man möge Pia kommen lassen; seine Schwägerin war nicht ganz dafür. Er glaubte, man wolle ihn verhindern, sie zu sehen, man verfolge ihn, er geriet in Wut, und um ihn nicht zu quälen, ließ man sie sofort holen.

Als sie ankam, war er vollkommen ruhig, aber tief traurig. Er zog sie an sein Bett und sprach sofort von dem Ball der Herzogin von Bohême. Er sagte ihr:

»Wir beide waren nicht verwandt, Sie werden nicht um mich Trauer tragen, aber ich habe doch eine Bitte an Sie: Gehen Sie nicht zu diesem Ball, versprechen Sie mir das.« Sie sahen sich in die Augen, zeigten einander ihre Seelen, die aus den Kreisen ihrer Augensterne strahlten, ihr leidenschaftliches Gefühl, das auch der Tod nicht hatte vereinen können.

Er verstand ihr Zögern, zog die Lippen schmerzlich zusammen und sagte sanft: »Bitte, versprechen Sie nichts! Sie müssen ein Versprechen halten, wenn Sie es einem Sterbenden gegeben haben. Wenn Sie Ihrer nicht sicher sind, versprechen Sie nichts!«

»Ich kann es Ihnen nicht versprechen, ich habe ihn seit zwei Monaten nicht gesehen und werde ihn vielleicht nie wiedersehen; ich werde mich

in Zeit und Ewigkeit nicht darüber trösten können, daß ich nicht auf diesem Ball war.«

»Sie haben recht, da Sie ihn lieben, da man sterben kann ... und da Sie noch in Ihrer ganzen Jugendkraft leben ... Aber – doch sollen Sie etwas für mich tun; von der Zeit, die Sie auf diesem Ball verbringen, sparen Sie für mich die Minuten ab, die Sie, um nicht aufzufallen, mit mir dort hätten verbringen müssen. Laden Sie meine Seele ein, ein paar Augenblicke Ihrer zu gedenken, und ich bitte Sie um einen Gedanken an mich.«

»Ich wage kaum, es Ihnen zu versprechen, der Ball ist so kurz. Ich will ihn nicht einen Augenblick verlassen, kaum reicht die Zeit für mich, ihn zu sehen. Ich werde Ihnen an allen folgenden Tagen einen Augenblick schenken.«

»Sie können es nicht, Sie werden mich vergessen; aber wenn ... nach einem Jahr, oder vielleicht schon früher, ein trauriges Buch, ein Regenabend Sie an mich erinnert, welche Wohltat würden Sie mir damit erweisen. Ich werde Sie nie, nie mehr wiedersehen können ... nur in meiner Seele, und dann müssen wir in der gleichen Minute aneinander denken. Ich werde immer an Sie denken, damit die Tore meiner Seele Ihnen immer offenstehen, wenn Sie eintreten wollten. Aber wird die Erwartete lange auf sich warten lassen? Die Blumen auf meinem Grabe werden im Novemberregen verfault sein, und der Juni wird sie verbrannt haben, und noch immer wird meine Seele vor Ungeduld weinen. Ach, ich hoffe, daß eines Tages der Anblick eines Erinnerungszeichens oder die Wiederkehr eines Jahrestages oder der natürliche Fluß Ihrer Gedanken Ihr Gedächtnis in die Nähe meiner Zärtlichkeit leiten wird. Dann wird es sein, als hätte ich Sie gehört, erblickt, eine Zauberhand wird rings Blumen streuen, um Sie zu empfangen. Denken Sie an den Toten. Aber ach! Wie kann ich hoffen, daß der Tod und Ihr Ernst das fertig bringen, was das Leben mit seinen Gluten, was unsere Tränen und unsere guten Einfälle, was unsere Lippen nicht vermocht haben.«

V

»Sieh hier das edle Herz, das
bricht.«

»Gut Nacht, du liebenswerter Prinz!
Mögen Schwärme von Engeln unter
himmlischem Gesang deinen Schlaf in
Ruhe wiegen!«

Shakespeare, Hamlet

Ein heftiges Fieber, von Delirien begleitet, verließ den Freiherrn nicht mehr; man hatte sein Bett in dem großen runden Gemach untergebracht, in welchem Alexis den Kranken an seinem dreizehnten Geburtstage gesehen hatte; damals war er noch so lustig gewesen. Von hier aus konnte er gleichzeitig auf das Meer und die Hafenmole und von der andern Seite her auf die Wiesen und Wälder blicken. Manchmal begann er zu sprechen, aber seine Worte trugen nicht mehr das Siegel der hohen Gedanken, die ihn während der letzten Wochen heimgesucht und geläutert hatten. Unter gewaltigen Verwünschungen gegen ein unsichtbares Wesen, das seiner spottete, wiederholte er ununterbrochen, er sei der größte Tonkünstler des Jahrhunderts und der mächtigste Grandseigneur der ganzen Welt. Dann, plötzlich beruhigt, befahl er seinem Kutscher, ihn in eine Kneipe zu führen oder seine Pferde zur Jagd zu satteln. Er bat um Schreibpapier, um alle Machthaber Europas zu seiner Hochzeit mit der Schwester des Herzogs von Parma zu Tisch zu laden; er war außer sich vor Schreck, weil er eine Spielschuld nicht begleichen konnte, er nahm das neben seinem Bett liegende Papiermesser und zückte es gegen sich, wie einen Revolver. Er sandte Boten aus, um sich zu erkundigen, ob der Schutzmann, den er in der vergangenen Nacht niedergeschlagen hatte, nicht gestorben sei, und rief lachend einer Person, deren Hand er zu halten glaubte, unzüchtige Worte zu. Die mächtigen, wachhaltenden Engel, die man Wille und Gedanke nennt, waren nicht mehr da, um die bösen Geister seiner Sinnlichkeit und die schmutzigen Dünste seines Gedächtnisses in den Schatten zurückzuzwingen. Nach drei Tagen erwachte er gegen fünf Uhr wie aus einem bösen Traum, für den man nichts kann, dessen

man sich aber dumpf erinnert. Er erkundigte sich danach, ob Freunde oder Verwandte bei ihm gewesen seien in diesen Stunden, in denen er nur dem niedersten Teil seines Selbst, dem ältesten und totesten, Ausdruck gegeben hatte, und bat, falls er nochmals vom Fieberwahn befallen würde, alle sofort hinauszuschicken und nur dann wieder hereinzulassen, wenn er das Bewußtsein wiedererlangt habe.

Er blickte um sich durch das Zimmer und betrachtete lächelnd seine schwarze Katze, die, auf eine Chinavase geklettert, mit einer Chrysantheme spielte und an der Blume roch mit der Geste eines Komödianten. Er ließ alle hinausgehen und unterhielt sich lange mit dem Priester, der bei ihm wachte. Doch weigerte er sich, das heilige Sakrament zu nehmen, und bat den Arzt, dem Priester zu sagen, der Magen sei nicht mehr imstande, die Hostie zu vertragen. Nach einer Stunde ließ er seine Schwägerin und Jean Galéas herbeirufen. Er sagte: »Ich habe mich in Gottes Willen ergeben, ich bin glücklich, zu sterben und vor ihm zu erscheinen.« Die Luft war so milde, daß man die Fenster öffnete, die auf das Meer hinausgingen, ohne daß sie es spiegeln durften, und da der Wind zu heftig war, ließ man die gegenüberliegenden geschlossen, vor denen die Wiesen und die Wälder sich ausbreiteten.

Baldassar ließ sein Bett an das offene Fenster schieben. Ein Boot lief aus, gezogen von Matrosen, die auf der Mole das Schleppseil hinter sich her zerrten. Ein hübscher Schiffsjunge von ungefähr fünfzehn Jahren stand vornübergebeugt am äußersten Rande; bei jeder Welle dachte man, er müßte ins Wasser fallen, doch er stand fest auf seinen kräftigen Beinen. Er spannte das Netz, um die Fische heranzuziehen, und klemmte eine Pfeife zwischen seine Lippen, die der Wind mit Salz würzte. Und derselbe Wind, der die Segel spannte, kühlte Baldassars Wangen und wirbelte ein Stück Papier im Zimmer umher. Baldassar wandte den Kopf fort, um das fröhliche Bild der Freuden nicht mehr sehen zu müssen, die er leidenschaftlich geliebt hatte und nun nicht mehr genießen sollte. Er sah nach dem Hafen; ein Dreimaster machte sich segelfertig.

»Das ist das Schiff, das nach Indien geht«, sagte Jean Galéas.

Baldassar konnte die Menschen nicht erkennen, die auf dem Verdeck mit Tüchern winkten, aber er ahnte die Sehnsucht nach Unbekanntem, die in ihren Augen leuchtete; sie hatten noch so viel Leben vor sich, sie konnten noch so vieles erkennen und fühlen. Man lichtete den Anker, ein Schrei brach los, und das Boot bewegte sich wiegend auf dem dunklen Meer, hin nach dem Okzident, wo eine goldene Dämmerung kleine Boote und Wolken in einer gemeinsamen Hülle umfaßte und von wo dem Reisenden unwiderstehliche, geheimnisvolle Versprechen zugeflüstert wurden.

Baldassar ließ die Fenster auf dieser Seite des runden Saales schließen und die andern öffnen, die auf Wiesen und Wälder blickten. Er betrachtete die Felder. Immer noch hörte er den Abschiedsschrei, den die Leute auf dem Dreimaster ausgestoßen hatten, und sah den Schiffsjungen, die Pfeife zwischen den Zähnen, der seine Netze auswarf.

Die Hand Baldassars bewegte sich im Fieber.

Plötzlich hörte er einen silbernen Ton, kaum recht zu vernehmen und tief heimlich wie das Schlagen eines Herzens. Es war das Läuten der Glocken in einem sehr weit entfernten Dorfe, das dank der an diesem Abend außergewöhnlich klaren Luft und der günstigen Brise viele Meilen weit über Täler und Flüsse hierher geschwebt war, um bis zu ihm zu gelangen und von seinem sicheren Ohr aufgenommen zu werden. Es war eine alte und doch sehr nahe Stimme; und nun hörte er sein Herz in tiefstem Einklang mit ihrem harmonischen Aufschwung schlagen, stockend, wenn sie den Ton einzuziehen schien, dann ausatmend mit ihm, schwer und getragen erst und dann schwächer und schwächer. Zu allen Zeiten seines Lebens hatte ihn, seitdem er einmal den fernen Klang der Glocken gehört hatte, ihr sanftes Tönen bezwungen, er erinnerte sich der milden Weise des Abends; wieder war er ein kleiner Junge, der durch die abendlichen Felder in das Schloß zurückkehrt.

In diesem Augenblick ließ der Arzt alle ans Bett treten und sagte:

»Es ist das Ende!«

Baldassar ruhte mit geschlossenen Augen. Sein Herz lauschte den Glocken, die seine vom nahen Tode verschlossenen Ohren nicht mehr vernahmen. Er sah seine Mutter, wie sie ihn küßte, wenn er heimkam,

und ihn dann abends ins Bett legte, die seine Füße zwischen ihren Händen wärmte und bei ihm blieb, wenn er nicht einschlafen konnte; er erinnerte sich seines Robinson Crusoe und der Abende im Garten, wenn seine Schwester sang, der Worte seines Erziehers, der voraussagte, er würde ein berühmter Musiker werden, und der Rührung seiner Mutter, die sie vergebens zu verbergen suchte. Nun war keine Zeit mehr, die leidenschaftlichen hohen Erwartungen seiner Mutter und seiner Schwester, die er grausam getäuscht hatte, zu verwirklichen. Er sah die große Linde wieder, unter der er sich verlobt hatte, und den Tag, an dem er seine Verlobung gelöst – und nur seine Mutter hatte es verstanden, ihn zu trösten. Er glaubte seine alte Pflegerin zu umarmen und seine erste Geige im Arm zu haben. Dies alles sah er in einer lichterfüllten, traurigen, sanften Ferne wieder, es war eine Ferne wie die, auf welche die Fenster nach dem Felde blickten, ohne sie zu sehen.

Er sah dies alles wieder, und trotzdem waren noch nicht zwei Sekunden vergangen, seitdem der Arzt sich über sein Herz gebeugt und gesagt hatte: »Es ist das Ende!«

Er richtete sich auf und sagte:

»Es ist zu Ende!«

Alexis, seine Mutter und Jean Galéas und der Herzog von Parma, der eben gekommen war, knieten nieder. Die Dienstboten weinten im Vorraum hinter der offenen Tür.

[Oktober 1894]

Violante oder die Weltlichkeit

I

Gedankenvolle Kindheit der Violante

»Habt wenig Umgang mit jungen Leuten und mit Personen aus der großen Welt ... sehnt euch nicht danach, vor den Großen dieser Welt zu erscheinen.«

Nachfolge Christi 1, 8. V.

Die Gräfin von Steyer war eine vornehme und zärtliche Seele; ihr ganzes Wesen war durchdrungen von einer unbeschreiblich bezaubernden Anmut. Der Graf, ihr Herr Gemahl, war geistig außerordentlich lebhaft, und die Züge seines Gesichts mußte man in ihrer Regelmäßigkeit bewundern. Aber der erstbeste Grenadier von der Straße verfügte über mehr Zartgefühl und weniger Banalität. Diese Eltern erzogen nun fern von der Welt auf ihrem bäuerlichen Gute von Steyer ihre Tochter Violante, die, schön und voller Leben wie ihr Vater, warmherzig und geheimnisvoll berückend wie ihre Mutter, alle Eigenschaften ihrer Eltern in der vollendeten Harmonie ihres Wesens zu vereinen schien. Aber die wechselnden Wünsche ihres Herzens und ihrer Gedankenwelt begegneten in ihrer Seele keiner gleichstarken Willenskraft, und diese allein hätte sie sicher leiten können, ohne sie zu hemmen. Eine solche Willenskraft hätte verhindert, daß diese Regungen des Herzens und des Kopfes aus ihr nur ein charmantes und zerbrechliches Spielzeug machten. Dieser Mangel machte der Mutter Violantes viel Unruhe, die mit der Zeit hätte gute Früchte tragen können, wenn nicht die Gräfin durch einen Jagdunfall zugleich mit ihrem Gatten zugrunde gegangen wäre und Violante im Alter von fünfzehn Jahren als Waise zurückgelassen hätte. Nun lebte Violante fast allein, unter der zwar wachsamen, aber doch recht schwerfälligen Aufsicht des alten Augustin, der ihr Hofmeister und zugleich der Intendant des Schlosses von Steyer war. Violante, der die Freunde fehlten, machte aus ihren Träumen wundersame Gefährten, denen sie dann ihr ganzes Leben treu zu bleiben versprach. Sie führte sie denn auch spazieren in den Alleen

des Parkes, ließ sie durch die Landschaft streifen und hieß sie sich mit den Ellbogen auf die Terrasse stützen, die als Abschluß des Gutes auf das Meer hinausging. Sie wurde von diesen Träumen wie über sich selbst herausgehoben, von ihnen in den geheimen Kreis eingeweiht, und so fühlte sie das Sichtbare in seiner ganzen Fülle und ahnte ein wenig das, was die irdischen Augen nicht sehen. Ihr Frohsinn kannte keine Grenzen, von Zeit zu Zeit schwebte Traurigkeit über sie hin und milderte die helle Freude in süße Wehmut.

II

Sinnenwelt

»Stützet euch ja nicht auf ein Rohr, das der Wind bewegt, noch auch bauet darauf; denn jegliches Fleisch ist wie die Pflanze, und sein Ruhm vergeht wie das Kraut der Felder.«

Nachfolge Christi

Außer Augustin und einigen Dorfkindern sah Violante keine Menschenseele. Nur eine jüngere Schwester ihrer Mutter, die in Jolianges (das Schloß war einige Stunden weit entfernt) wohnte, erschien manchmal, um Violante zu besuchen. Bei solcher Gelegenheit kam eines Tages einer ihrer Freunde mit. Er nannte sich Honoré und war sechzehn Jahre alt. Er hatte nicht das Glück, Violante zu gefallen, aber er kam wieder. Während er mit ihr durch eine Allee des Parkes promenierte, brachte er ihr höchst unanständige Dinge bei, über die sie noch sehr im unklaren gewesen war. Was sie dabei empfand, war sehr gut und angenehm, doch schämte sie sich dessen sofort. Später dann, als die Sonne schon untergegangen war und sie einen weiten Weg hinter sich hatten, nahmen sie auf einer Bank Platz, zweifelsohne nur, um den Widerschein des rosenroten Himmels im gesänftigten Meer zu betrachten. Honoré näherte sich Violante, und damit sie ja nicht unter der Kälte litte, knöpfte er den Umhang auf ihrem Halse mit einer raffinierten Langsamkeit fest und schlug ihr vor, mit seiner Hilfe die Theorien praktisch zu erproben, über die er ihr im Park Unterricht erteilt hatte. Er wollte ganz leise mit ihr sprechen und brachte seine Lippen

dem Ohr des Mädchens, das sich nicht zurückzog, immer näher. Violante hörte ein Geräusch im Gebüsch.

»Aber es ist nichts«, sagte zärtlich Honoré.

»Meine Tante ist es«, sagte Violante; es war der Wind. Aber Violante hatte sich schon erhoben. Sehr im rechten Augenblick durch den Wind ernüchtert, wollte sie sich durchaus nicht wieder setzen und sagte Honoré trotz seiner Bitten Adieu.

Sie hatte Gewissensbisse, eine Nervenkrise, konnte zwei Tage lang schwer einschlafen. Ihre Erinnerung war ein glühendes Kopfkissen, das sie unablässig hin und her wendete. Zwei Tage nachher wollte Honoré sie sehen; sie ließ antworten, sie sei spazierengegangen. Honoré glaubte es nicht und wagte nicht wiederzukommen. Im nächsten Sommer dachte sie mit Zärtlichkeit an Honoré zurück, freilich auch mit Betrübniß, denn sie wußte, daß er als Matrose zu Schiff fortgereist war. Wenn die Sonne im Meer untergegangen war, saß sie auf der Bank, zu der er sie damals (es war gerade ein Jahr) hingeführt hatte, und gab sich alle Mühe, die suchenden Lippen Honorés in die Gegenwart zurückzurufen, seine grauen Augen zwischen den halb gesenkten Lidern, seine wie Strahlen umherirrenden Augen, die plötzlich über sie ein heißes, helles, lebensvolles Licht ausschütteten. Und in den milden Nächten, in den weiten, von aller Welt abgeschlossenen Nächten, wenn die Gewißheit, allein zu sein, ihr Verlangen ins Unermeßliche steigerte – da hörte sie Honorés Stimme, die ihr verbotene Dinge ins Ohr flüsterte. Er stand da, der Mittelpunkt des Zauberkreises, quälend und lockend gleich einer teuflischen Versuchung.

Eines Abends sagte sie seufzend beim Diner dem Intendanten, der ihr gegenüber saß:

»Ich bin sehr traurig, mein Augustin. – Niemand hat mich lieb« – fügte sie hinzu.

»Und doch«, erwiderte Augustin, »sind es keine acht Tage – es war, als ich in Jolianges die Bibliothek in Ordnung brachte –, da hörte ich von Ihnen sagen: ›Ach, ist die schön!««

»Und wer war es?« fragte Violante sehr betrübt. Ein zartes Lächeln kräuselte unmerkbar die Winkel ihrer Lippen, als versuchte man einen Vorhang zu lüften, um gutes Sonnenlicht hineinzulassen.

»Der junge Mann vom letzten Jahr, Herr Honoré.«

»Ich dachte, er sei auf See«, sagte Violante.

»Er ist zurück«, sagte Augustin.

Violante erhob sich sofort und ging mit sehr unsicheren Schritten in ihr Zimmer, um Honoré zu schreiben, er möge sie besuchen kommen. In dem Augenblick, als sie die Feder ergriff, hatte sie ein Gefühl von Glück, eine Empfindung von ungeahnter Macht. Sie fühlte tief im Innern, daß sie ihr Leben doch ein wenig nach ihrer Laune und ihrem Sinnenglück sich gestalten könne; daß sie dem Räderwerk ihrer beider Geschicke, das sie mechanisch fern voneinander einzuschließen schien, allem zum Trotz einen kleinen Stoß geben könne, daß er nachts erscheinen würde auf der Terrasse, ganz anders als in der schrecklichen Ekstase ihres nie gestillten Wunschtraumes. Daß seine unerwiderten Zärtlichkeiten (ihr ewiger innerer Roman) und die Wirklichkeit Straßen hatten, die sich trafen und auf denen man sich zum Unmöglichen emporschwingen konnte, und daß sie das Unmögliche möglich machen würde durch ihren Glauben.

Am nächsten Tage empfing sie eine Antwort, und sie las sie voll Zittern auf der Bank, wo er den Arm um sie gelegt hatte:

»Gnädiges Fräulein! Ich empfang Ihren Brief eine Stunde vor der Abfahrt meines Schiffes. Wir hatten Landurlaub nur auf acht Tage, und ich komme erst in vier Jahren zurück. Wollen Sie, bitte, nicht ganz vergessen Ihnen Ihnen herzlich und aufrichtig ergebenen Honoré.«

Nun, im Angesicht dieser Terrasse, wohin er nie wieder kommen sollte und wo niemand ihre Sehnsucht erfüllen würde, angesichts dieses Meeres, das ihn ihr entführte und ihr dafür zum Entgelt (in der Phantasie dieses jungen Mädchens) ein wenig von seinem großartigen, geheimnisvollen und schaurigen Zauber gab (wie zauberhaft sind die Dinge, die uns nicht gehören, denn sie strahlen so viel vom Himmel

wider und landen an so vielen Gestaden) – hier brach Violante in Tränen aus.

»Mein armer Augustin«, sagte sie abends, »mir ist ein großes Unglück widerfahren.« Der erste Wunsch nach Mitteilung entstand in ihr nach der ersten Enttäuschung ihrer Sinnlichkeit, genauso selbstverständlich, wie es gewöhnlich aus der ersten Befriedigung der Liebe entsteht. Noch kannte sie die Liebe nicht, aber kurze Zeit danach begann sie unter ihr zu leiden, und das ist die einzige Art, wie man sie im tiefsten Grunde kennenlernt.

III

Liebesschmerzen

Violante war verliebt, das will sagen, daß ein junger Engländer, der sich Laurence nannte, während einiger Monate der Gegenstand aller Gedanken war, keinen ausgenommen, und das Ziel ihrer wichtigsten Handlungen. Sie war einmal mit ihm auf die Jagd gegangen und konnte es nicht verstehen, warum die Sehnsucht, ihn wiederzusehen, ihre Gedanken beherrschte, sie auf die Straße trieb, wo sie hoffen konnte, ihm zu begegnen, den Schlaf von ihr fernhielt, ihre Ruhe und damit ihr Glück zerstörte. Violante war verliebt, sie wurde verschmäht. Laurence liebte die große Welt, und sie liebte ihn genug, um ihm dorthin zu folgen, aber Laurence hatte keinen Blick für diese Landschönheit von zwanzig Jahren. Sie wurde krank vor Kummer und Eifersucht und wollte Laurence in den Bädern von S. vergessen, aber sie blieb in ihrer Eigenliebe verletzt, weil man ihr so viele Frauen vorgezogen hatte, die nicht besser waren als sie, und war entschlossen, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

»Ich verlasse dich, mein guter Augustin«, sagte sie, »und gehe an den Hof von Österreich.«

»Das wolle Gott nicht«, sagte Augustin, »die Armen unserer Gegend hätten niemanden mehr, der sie tröstet, wenn Sie unter so vielen bösen Menschen weilten. Wollen Sie nicht mehr mit unseren Kindern in den Wäldern spielen? Wer soll die Orgel in der Kirche bedienen? Wir sollen

Sie also nicht mehr in den Feldern malen sehen? Sie werden keine Lieder mehr erfinden?»

»Sorge dich nicht, Augustin«, sagte Violante, »wache mir treu über mein schönes Schloß und meine braven Leute von Steyer. Die Welt soll mir nur ein Mittel sein, sie bietet mir zwar banale, aber unbesiegbare Waffen, und wenn ich eines Tages geliebt sein will, muß ich sie besitzen. Mich stachelt eine Neugier und mehr als das, mich treibt eine Lebensnotwendigkeit dazu, ein äußerlich reicheres und weniger abgeklärtes Leben zu führen als hier. Es soll zugleich Ruhe sein und eine Schule für mich. Sobald ich mir meine Stellung geschaffen habe und meine Ferien zu Ende sind, will ich die große Welt verlassen und in die Felder zurückkehren zu unseren guten, einfachen Leuten und, was mir das Liebste ist, zu meinen Liedern. An einem bestimmten Tage, der nicht sehr fern ist, will ich auf der schiefen Ebene haltmachen und in unser Steyer zurückkehren und neben dir leben, mein Lieber.«

»Werden Sie das können?« fragte Augustin.

»Man kann, was man will«, sagte Violante.

»Sie werden aber dann nicht mehr das gleiche wollen«, sagte Augustin.

»Warum?« fragte Violante.

»Weil Sie sich wandeln werden«, sprach Augustin.

IV

Die Weltlust

Die Menschen in der großen Welt waren so mittelmäßig, daß Violante bloß da sein mußte, um sie fast alle in ihr Nichts zurückzustoßen. Die exklusivsten Aristokraten, die ungebärdigsten Künstler folgten ihrer Schleppe und brachten ihr ihre Huldigung entgegen. Wenn jemand Geist hatte, war sie es, sie hatte den feinsten Geschmack, die herrlichste Haltung und alles, was die unerhörte Vollendung ihrer Erscheinung zum Ausdruck brachte. Sie brachte Komödien in Mode, nicht anders als Parfüms und Toiletten. Die Schneiderinnen, die Literaten, die Friseure lagen auf den Knien vor ihr und bettelten um ihre Protektion. Die berühmteste Modistin Österreichs erbat sich den Titel ihrer Lieferantin,

der allerberühmteste Prinz Europas erbat sich den Titel eines Geliebten. Sie hielt es für ihre Pflicht, beiden ihre Bitte abschlägig zu bescheiden, die, erfüllt, ihre Eleganz auf immer als das Vollkommenste in seiner Art bestätigt hätte. Unter den vielen jungen Leuten, die sich um den Eintritt in Violantes Salon heiß bewarben, zeichnete sich Laurence durch besonders dringendes Bemühen aus. Einmal hatte er ihr viel Kummer bereitet, man kann es verstehen, daß er ihr jetzt infolgedessen widerlich war. Er zeigte sich als niedriges Subjekt, und dieser Umstand trennte sie stärker als früher seine Geringschätzung. »Ich habe ja kein Recht, entrüstet zu sein«, sagte sie, »was ich an ihm geliebt habe, war eine große Seele. Dabei habe ich doch seine Gemeinheit stets gefühlt, ohne daß ich es mir zu gestehen wagte. Es hinderte mich nicht, ihn zu lieben, aber das Ideal einer hohen Seele stand mir dennoch vor Augen. Ich bildete mir ein, man könnte gemein sein und dabei doch liebenswert. Hat man aber einmal aufgehört, der Herzensstimme zu folgen, dann zieht man natürlich vornehme Naturen vor. Wie sonderbar war diese Leidenschaft für einen minderwertigen Menschen, die ganz vom Gehirn kam und die durch keine Verwirrung der Sinne entschuldigt werden konnte! Platonische Liebe wiegt nicht schwer.« Wir werden sehen, daß Violante wenig später zu der Überzeugung kam, daß die sinnliche Liebe noch leichter wiege.

Augustin kam zu Besuch und wollte sie zurückführen.

»Sie haben ein wahres Königreich erobert. Ist das nicht genug? Warum werden Sie nicht noch einmal die Violante von einst?«

»Ich hätte es schon erobert, Augustin? Nein, ich bin gerade dabei. Laß mir wenigstens noch ein paar Monate Zeit!«

Ein Ereignis, daß Augustin nicht hatte voraussehen können, entband Violante für einige Zeit der Verpflichtung, an die Heimreise zu denken. Sie hatte zwanzig allerhöchste Hoheiten, ebenso viele souveräne Prinzen und einen Mann von Genie zurückgewiesen, die alle um ihre Hand angehalten hatten, nun heiratete sie den Herzog von Böhmen, einen Mann der außerordentlichsten Anmut und Besitzer von fünf Millionen Dukaten. Am Abend der Hochzeit kam die Nachricht, Honoré sei zurückgekommen, und diese Nachricht hätte die Verbindung

beinahe zum Scheitern gebracht. Aber ein Übel, das Honore befallen hatte, verunstaltete ihn, und seine Vertraulichkeiten ließen Violante nun schauern. Sie weinte bittere Tränen über die Vergänglichkeit ihrer Wünsche und Begierden, die einst so feurig hingezogen worden waren zu der Jugendblüte eines Körpers, der jetzt in seiner Herrlichkeit und Kraft auf immer zerstört war. Die Herzogin von Böhmen fuhr fort zu bezaubern, wie es die Violante von Steyer getan. Das unermeßliche Besitztum des Herzogs war gerade gut genug, einen würdigen Rahmen um das einzigartige Kunstwerk zu bilden, das ihre Person darstellte. Aus einem Kunstwerk verwandelte sie sich in einen Luxusartikel, kraft jener nur zu natürlichen Neigung aller Dinge auf Erden, zum Geringeren herabzusinken, sobald der edle Aufschwung nicht ausreicht, ihren Schwerpunkt sozusagen über sich selbst zu erheben. Augustin konnte es nicht fassen, was er über sie hörte. Er schrieb ihr:

»Weshalb spricht die Herzogin ohne Unterlaß von Dingen, die einer Violante von Herzensgrund verhaßt waren?«

»Warum? Weil ich mit meinem eigenartigen Wesen nicht gefallen konnte, mochte es tausendmal über die andern erhaben sein, denn diese Eigenheiten waren denen, die in der großen Welt leben, unverständlich und antipathisch. Aber ich langweile mich, guter Augustin!«

Er kam, um sie zu besuchen, und erklärte ihr, warum sie sich langweile.

»Ihr Interesse für die Musik, für die Betrachtung, für das Wohltun, für die Einsamkeit, für das Leben auf dem Lande, all das ist bei Ihnen ausgeschaltet. Ihr einziges Lebensziel ist der Erfolg, Ihr einziger Halt das Vergnügen. Aber man findet das Glück nur darin, zu tun, was man liebt, und nur dort, wohin es den Menschen aus dem Herzensgrunde zieht.«

»Wie kannst du das wissen, der du doch nie gelebt hast?« fragte Violante.

»Ich habe nachgedacht, und darin besteht das Leben«, antwortete Augustin, »aber ich hoffe, daß auch Sie bald dieses inhaltsleere Leben satt haben werden.«

Violante langweilte sich mehr und mehr, heiter war sie nie mehr. Die tiefe Unsittlichkeit der Welt, die ihr bis jetzt gleichgültig gewesen war, warf ihren Schatten auf sie und verletzte sie schmerzlich, so wie die furchtbare Härte der Jahreszeiten einen Körper niederzwingen kann, dem eine Krankheit die Kraft zum Widerstand geraubt hat. Eines Tages ging sie allein in einer verlassenen Allee spazieren, da stieg aus einem Wagen, den sie nicht beachtet hatte, eine Frau und kam gerade auf sie los. Sie sprach sie an, fragte sie, ob sie Violante von Böhmen sei, und erzählte, sie sei die Freundin ihrer Mutter. Sie habe sich danach gesehnt, die kleine Violante wiederzusehen, die sie einst auf ihren Knien gehalten habe. Sie umarmte Violante sehr aufgeregt, nahm sie um die Taille und begann sie so stürmisch zu küssen, daß Violante, ohne Adieu zu sagen, sich in vollem Laufe retten mußte. Am nächsten Abend begab sich Violante zu einem Fest, das der Herzogin von Misène zu Ehren gegeben wurde. Dort erkannte sie in der Herzogin die furchtbare Dame vom Tage vorher. Eine vornehme alte Dame, die bis dahin hoch in Violantes Achtung gestanden hatte, fragte sie: »Wollen Sie, daß ich Sie der Herzogin von Misène vorstelle?«

»Nein«, sagte Violante.

»Wozu die Angst«, sagte die alte Witwe, »ich bin überzeugt, daß Sie ihr gefallen werden. Sie liebt junge Frauen ganz außerordentlich.«

Als Violante schied, hatte sie zwei tödliche Feindinnen mehr, die Fürstin und die alte Witwe, die sie überall als ein Ungeheuer voll Überheblichkeit und Verderbtheit hinstellten. Violante begriff den Zusammenhang, weinte über sich und über die Bosheit der Frauen. Was die Männer betrifft, war sie über sie schon lange im klaren. Von nun an konnte man sie jeden Abend zu ihrem Mann sagen hören: »Wir wollen übermorgen nach meinem alten Steyer abreisen und es nicht mehr verlassen.«

Dann erlebte sie ein Fest, das sie mehr freute als die früheren; sie bekam eine Toilette, in der sie schöner aussah als je zuvor. Es gibt aber ein tiefes Bedürfnis, in der freien Phantasie zu leben, in seiner eigenen Schöpfung sich auszugeben, allein und kraft des Gedankens sein Leben sich zu zimmern. Dies Bedürfnis wurde nicht befriedigt, sie konnte sich

ihm nicht widmen, nicht ergeben, und doch war und blieb dies für sie das Hindernis, in der großen Welt auch nur den Schatten einer wahren Freude zu finden. Aber dieses Bedürfnis war noch keine lebenswichtige Notwendigkeit, deshalb war es nicht stark genug, ihr Leben von Grund aus zu wandeln, noch auch brachte es sie zum radikalen, endgültigen Verzicht auf das weltliche Leben, es führte sie nicht ihrer eigentlichen Bestimmung und ihrem Sinne entgegen. So zeigte sie auch weiterhin das luxuriöse und doch verzweifelte Dasein einer Natur, die, für das Unendliche bestimmt, sich nach und nach im Geringeren, ja im Nichtigen verzehrt. Nichts zeugte nun mehr von ihrer edlen Bestimmung, die ihr täglich ferner entglitt, als nur der Schatten einer tiefen Melancholie.

Ein großes Seelenerlebnis der reinen Nächstenliebe hätte ihr Herz wie eine Flut geläutert, hätte die allzu menschlichen Härten gemildert, die ein weltlich gesinntes Herz versteinern, aber diese Flut wurde durch die tausend Dämme des Egoismus, der Koketterie, des Ehrgeizes ferngehalten. Die Güte gefiel ihr nur als Mode, als Eleganz. Sie wehrte sich nicht gegen gute Taten in Form von Geld, sie ließ sich ihre Nächstenliebe sogar Zeit und Mühe kosten, aber ein Teil ihres Selbst war abgeschlossen, denn er gehörte ihr nicht mehr an. Noch las oder träumte sie morgens in ihrem Bette, aber schon war ihr geistiges Leben verfälscht, denn es haftete nur an der Außenseite der Dinge, und wenn sie sich selbst ansah, geschah es nicht, um tiefer zu werden, sondern um sich sinnlich zu bewundern, mit sich wie vor einem Spiegel zu kokettieren. Und hatte man ihr einen Besuch angekündigt, so fand sie nicht die Willensstärke, um ihrer Träumerei oder ihrem Buche zuliebe ihn abzuweisen. Sie war so weit gekommen, daß sie die Natur nur noch mit verderbten Sinnen genießen konnte, der Zauber der Jahreszeiten war nur noch dazu da, um ihre Eleganz abzustimmen, um sie raffinierter zu durchduften. Der Zauber des Winters lag in der Lust wollüstigen Fröstelns, die Fröhlichkeit der Jagd verdeckte ihren Augen alle Schwermut des Herbstes. Manchmal ging sie allein in den Wald, um die echte Quelle wahrer Freuden wiederzufinden. Aber es waren nur elegante Toiletten, die sie unter dem schattigen Blätterdach spazieren führte. Die Freude an der Eleganz vergiftete die Freude an der Einsamkeit und an dem Träumen.

»Wollen wir morgen abreisen?« fragte der Herzog.

»Übermorgen«, sagte Violante.

Dann hörte der Herzog auf zu fragen. Augustin beklagte sich, Violante schrieb ihm: »Laß mich erst ein wenig älter werden, dann komme ich zurück.«

»Ah«, antwortete Augustin, »was Sie den Menschen hier geben, ist Ihre Jugend. Sie werden nie in Ihr Steyer zurückkommen.«

Sie kam nie zurück. Solange sie jung war, blieb sie in der großen Welt, um die Herrschaft der Eleganz zu üben, deren Königin sie in so jungen Jahren geworden war. Als sie alterte, blieb sie, um sie zu verteidigen. Vergebens. Sie verlor sie. Und noch auf dem Sterbebette hatte sie es nicht aufgegeben, sie wiederzugewinnen. Augustin hatte mit ihrem Ekel gerechnet, aber nicht mit einer Macht, die, wird sie anfangs von der Eitelkeit genährt, allem obsiegt, dem Ekel, der Verachtung, selbst der Langeweile: es ist die Gewohnheit.

[August 1892]

Fragmente einer italienischen Komödie

»So wie der Krebs, der Widder, der Skorpion, die Waage ihren niedern Sinn verlieren als Zeichen des Tierkreises, so kann man die eigenen Fehler ohne Zorn in den Schattenbildern ferner Personen erkennen.«

Emerson

I

Die Geliebten des Fabrice

Die Geliebte Fabrices war klug und schön, das war ihm fürchterlich. »Sie sollte sich nicht so gut auskennen in ihrem Innenleben!« rief er unter Stöhnen. »Ihre Schönheit ist mir durch ihre Intelligenz verleidet. Könnte mich denn die Gioconda, wenn ich das Bild sehe, so tief ergreifen, wenn ich gleichzeitig die Dissertation eines Kritikers über sie hören müßte, und wäre sie noch so ausgezeichnet?«

Er verließ sie, nahm eine andere Geliebte, die schön war und dumm wie die Nacht. Aber sie hinderte ihn beständig, ihren Reiz zu genießen, denn sie war taktlos bis zur Schonungslosigkeit. Überdies erhob sie intellektuelle Ansprüche, las viel, ward pedantisch und wurde ebenso gehirnlisch wie die erste, nur weniger anmutsvoll, und ihre Plumpheit streifte das Lächerliche. Er bat sie, sie möge den Mund halten. Aber auch wenn sie schwieg, spiegelten die schönen Züge ihre ganze Dummheit wider.

Endlich lernte er eine Frau kennen, deren Klugheit sich nur durch eine besonders subtile Grazie verriet, eine Frau, die nichts anderes wollte als nur leben und die sich hütete, in allzu wissenschaftlichen Unterhaltungen das bezaubernde Geheimnis ihrer Natur zu vergeuden.

Sanft war sie wie die anmutsvollen Tiere, die leichtfüßigen mit den tiefen Augen; und sah man sie, konnte sie verwirren wie beim Erwachen morgens das ergreifende, unfaßbare Erinnerungsbild unserer Träume. Aber sie hatte nicht das für ihn, was die andern zwei gehabt hatten: Liebe.

II

Die Freundinnen der Comtesse Myrto

Myrto, geistreich, hübsch, gütig, aber versessen auf Schick, zieht allen Freundinnen Parthenis vor, die Herzogin ist und brillanter als alle. Indessen findet Myrto Freude auch an Lalage, die ihr an Eleganz genau gleichkommt, und ist nicht unempfindlich für die Freundlichkeiten von Cleanthis, die im verborgenen blüht und keinen besonderen Ehrgeiz hat. Aber wen Myrto durchaus nicht leiden kann, das ist Doris; die gesellschaftliche Stellung von Doris ist etwas niedriger als die von Myrto, Doris legt auf Myrto Wert, wie es Myrto mit Parthenis tut, ihrer größeren Eleganz wegen.

Wenn wir nun bei Myrto diese Vorliebe und diese Antipathien wahrnehmen, so liegt der Grund erstens darin, daß die Herzogin Parthenis unserer Myrto Vorteile bietet, ferner darin, daß Parthenis, wenn sie Myrto liebt, es doch nur Myrtos selbst wegen tun kann, wohingegen Lalage ihrerseits sie nur egoistisch lieben kann, denn in jedem Falle sind beide auf derselben Stufe der Leiter, brauchen daher einander. Endlich ist es so, daß, wenn Myrto Lalage Freundlichkeiten erweisen soll, die sich unter Umständen uneigennützig verhalten kann, indem sie sich auf ihren eigenen Geschmack verläßt im Verstehen und Sympathisieren. Das gibt ihr einen gewissen Stolz, denn sie ist elegant genug, um im Notfall auf Eleganz zu verzichten. Andererseits appelliert Doris nur an Myrtos Luxusbedürfnis, kann es aber persönlich nicht befriedigen; sie kommt zu Myrto wie ein Wald- und Wiesenköter zu einem Fleischerhund, der die Knochen gezählt hat; sie möchte zu gern von ihren Herzoginnen verkosten, ihr gern eine fortnehmen, wenn's ginge. Schließlich mißfällt sie, genau wie Myrto selbst, durch das Mißverhältnis zwischen ihrem wirklichen Rang und dem, den sie anstrebt, und so zeigt sie Myrto ihr eigenes Bild in ihrem Spiegel. Dieselbe Freundschaft, die Myrto für Parthenis übrig hat, erkennt sie unter außerordentlichem Mißvergnügen in den Gunstbezeugungen der Doris wieder. Lalage, selbst Cleanthis erinnern sie an ihre ehrgeizigen Träume, Parthenis war wenigstens im Begriff, diese zu verwirklichen: Doris hingegen spricht ihr nur von ihrer Kleinheit. Nun empfindet sie Doris gegenüber (allzu gereizt, als daß sie die amüsante Rolle der hohen

Beschützerin spielen könnte) das, was ganz genau Parthenis ihr gegenüber empfinden sollte. Aber Parthenis ist hoch erhaben über Snobismus: sie haßt Myrto von ganzem Herzen.

III

Heldémone, Adalgise, Ercole

Ercole war Zeuge einer etwas lockeren Szene und wagte nicht, sie der Herzogin Adalgise zu erzählen, hatte aber nicht dieselben Bedenken bei der Kurtisane Heldémone.

»Ercole«, rief Adalgise, »Sie trauen mir also nicht zu, diese Geschichte zu verstehen? Ach, ich weiß nur zu genau, daß Sie hierin die Kurtisane Heldémone anders behandeln. Mich achten Sie nur, Sie lieben mich nicht.«

»Ercole«, rief Heldémone, »haben Sie nicht genug Scham im Leibe, um mir derartiges zu verschweigen? Seien Sie selbst Richter! Würden Sie sich dies der Herzogin Adalgise gegenüber erlauben? Sie achten mich nicht. Sie können mich nicht lieben.«

IV

Der Treulose

Fabrice glaubt Beatrice auf ewig zu lieben und möchte es auch; er denkt aber daran, daß er in gleicher Weise je sechs Monate lang geglaubt und gewollt hat, Hippolyta, Barbara oder Clelia zu lieben. Nun versucht er in den wirklichen Eigenschaften von Beatrice irgendeinen Grund zur Gewähr zu finden für die Hoffnung, auch nach dem Ende der großen Leidenschaft weiter mit ihr verkehren zu können; denn der Gedanke, er könne eines Tages ganz ohne sie auskommen, ist durchaus unvereinbar mit einem Gefühl, das die Illusion einer ewigen Dauer nicht entbehren kann. Dann will er sich aber als kluger Egoist nicht ganz, nicht mit allen seinen Gedanken, seinen Handlungen, seinen augenblicklichen Absichten, mit seinen alles umfassenden Zukunftshoffnungen einem Menschen hingeben, der eigentlich nur der Gefährte einiger seiner Stunden gewesen ist.

Beatrice hat, das weiß er, Klugheit und gutes eigenes Urteil: »Welche Freude steht mir nach dem Ende meiner Liebe bevor! Mit ihr über andre, über sie selbst auch zu sprechen, über meine vergangene Liebe für sie ...« (Freilich sollte diese, so hofft er, verwandelt in dauernde Freundschaft, wiederaufleben.)

Kaum ist aber seine Leidenschaft für Beatrice vorbei, da bricht er den Verkehr ab, geht zwei Jahre lang nicht zu ihr, hat nicht einmal Lust, sie zu sehen, und leidet darunter nicht im mindesten. Eines Tages ist er gezwungen, sie doch aufzusuchen, er tut's wider Willen, bleibt zehn Minuten. Warum? Er träumt Tag und Nacht von Giulia, die zwar unbegreiflich dumm ist, aber deren blaßblonde Haare duften wie ein feines Gras und deren Augen unschuldig sind wie zwei Blumen.

V

Verlorene Weihekerzen

1

Außerordentlich leicht und seltsam angenehm lebt es sich mit gewissen Personen von großen natürlichen Anlagen, die geistreich sind und leidenschaftlich, dabei doch fähig zu allen Lastern, wenn sie auch keines in der Öffentlichkeit treiben oder es von auch nur einer Person ahnen lassen. Sie haben eine gewisse Fülle, ein bestimmtes Geheimnis. Dann gibt diese Verderbtheit auch ihren unschuldigsten Handlungen einen aufreizenden Hauch, es ist, als ginge man nachts spazieren in den Gärten.

Ich sah Sie eben zum erstenmal, Cydalise, und bewunderte vor allem Ihr blondes Haar, das wie ein kleiner Helm Ihr kindliches, melancholisches, reines Haupt bedeckte. Ein Kleid von blaßrotem Samt machte dieses eigenartige Gesicht noch sanfter, dessen Geheimnis die gesenkten Wimpern für immer zu versiegeln schienen. Aber dann erhoben Sie den Blick, Sie richteten ihn auf mich, und als ich Ihre Augen sah, glaubte ich das unberührte Kristall des frühen Morgens in ihnen abgespiegelt oder die Reinheit fließenden Wassers am ersten schönen Frühlingstage. War es nicht, als hätten diese Augen nichts davon gesehen, was andern Menschaugen schon zur trüben Gewohnheit geworden ist? Augen,

noch im Stande der Jungfräulichkeit, noch frei von jeder irdenhaften Erfahrung?

Aber je länger ich Sie ansah, desto mehr drückten Sie eine Mischung von Liebe und Leiden aus, als seien Sie eine von denen, welchen eine böse Fee alle Wünsche schon vor der Geburt versagt hat. Selbst der Stoff Ihres Kleides fiel an Ihnen in einer schmerzvollen Grazie herab, besonders traurig auf Ihre Arme, die so verschüchtert wirkten in ihrer Einfachheit, in ihrem Zauber. Nun phantasierte ich Sie in eine Prinzessin, die weither gekommen ist, quer durch die Jahrhunderte, die sich hier nicht wohl fühlte, nie ihr verzichtendes Schmachten ablegte, Prinzessin in der Kleidung, deren altertümliche, seltene Harmonie zu betrachten den Augen bald zur süßen, entnervenden Gewohnheit wurde. Ich wollte Ihnen Ihre Träume erzählen, Ihre Leiden. Ich hätte so gern in Ihren Händen einen alten Becher gesehen oder noch besser eine Trinkschale, ein Gefäß von so stolzer und so trauriger Form, wie man sie jetzt leer in unsern Museen stehen sieht. Dort heben sie mit vergeblicher Grazie ihren ausgeschöpften Kelch in die Höhe. Aber einst waren sie wie Sie, Cydalise, die frische Wonne bei den Gastmählern Venedigs, und etwas von den letzten Rosen dieser Feste scheint noch in dem blinkenden Fluß des trüb und undurchsichtig gewordenen Glases zu schweben.

2

»Wie können Sie Hippolyta fünf andern Damen vorziehen, die ich Ihnen eben genannt habe und die nach allgemeinem Urteil als die fünf wundervollsten Schönheiten Veronas gelten? Vor allem ist Hippolytas Nase viel zu lang und zu sehr gekrümmt.« – Nun sagen Sie nur noch, daß ihre Haut zu dünn ist, die Oberlippe zu kurz, daß sie den Mund zu sehr schürzt beim Lachen, so daß ein spitzer Winkel sich bildet. Und doch; bezaubert mich ihr Lachen grenzenlos, das reinste Profil läßt mich kalt neben der nach Ihrer Ansicht allzusehr gekrümmten Nasenlinie, die mich so aufregend an einen Vogel erinnert. Auch ihr Kopf hat für mich etwas Vogelartiges, er ist so lang von der Stirngegend bis zum blonden Nacken, mehr noch von einem Vogel haben ihre durchdringenden sanften Augen. Oft sehe ich sie im Theater, über den Rand der Loge gebeugt, ihre weißbehandschuhten Arme sprühen geradezu empor bis zu den Fingergliedern der Hand, auf die sich ihr Haupt stützt.

Ihr vollendet schöner Körper füllt sein gewohntes weißes Gazekleid, als hätte er nach rückwärts zusammengefaltete Flügel. Man denkt an einen Vogel, der auf seinem zarten, eleganten Bein träumend dasteht. Auch ist es bezaubernd, zu sehen, wie Hippolytas Federfächer um sie flattert und mit seinem weißen Fittich schlägt.

Ich habe nie ihren Söhnen oder Neffen begegnen können, die alle ihre gekrümmte Nase haben, die schmalen Lippen, die durchdringenden Augen – ohne in Verwirrung zu geraten, denn ich erkannte ihre Rasse wieder, die zweifellos der Verbindung eines Vogels mit einer Göttin entsprossen ist. Durch die Metamorphose hindurch, die jetzt einen geflügelten Traum in die Weibesform bannt, erkenne ich den kleinen königlichen Kopf des Pfauen, hinter dem nun nicht mehr Wogen meerblau, meergrün wallen und schillern und hinter dem nicht mehr der Schaum seines mythologischen Gefieders sich ergießt. Sie aber gibt die Gestalt eines Fabelwesens, verbunden mit dem heiligen Schauer der Schönheit.

VI

Snobs

1

Eine Frau macht aus ihrer Vorliebe für Bälle, Rennen und selbst für Glücksspiel kein Geheimnis. Sie sagt es, sie gesteht es offen oder rühmt sich dessen. Aber versuchen Sie ja nicht, sie dazu bringen zu wollen, daß sie ihre Vorliebe für den Schick zugibt, sie würde Zeter und Mordio schreien und ernstlich böse werden. Das ist die einzige Schwäche, die sie den Augen der andern verbirgt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil einzig durch diese ihre Eitelkeit gedemütigt würde. Von Karten abhängig zu sein, das kann ihr recht sein, aber nicht von Herzogen. Wenn sie eine Tollheit macht, so glaubt sie sich deshalb noch niemandem unterlegen, aber im Gegensatz dazu begreift ihr Snobismus in sich, daß sie bestimmten Menschen gegenüber unterlegen ist oder es doch wird, indem sie in ihrer Spannkraft nachläßt. So kann man das Schauspiel erleben, daß eine Frau den Schick proklamiert, eine stumpfsinnige Angelegenheit, hierbei aber eine Feinheit entfaltet, einen Geist, eine

Intelligenz, groß genug, um mit ihnen eine reizende Geschichte zu schreiben oder genial die Freuden und Leiden ihres Geliebten zu variieren.

2

Vor nichts haben geistvolle Frauen mehr Angst als davor, daß man sie der Liebe zum Schick bezichtigen könnte, die sie immer verschweigen; werden sie in der Unterhaltung bedrängt, so flüchten sie in eine Umschreibung, um den Namen dieses Geliebten nicht nennen zu müssen, der sie kompromittieren könnte. Im Notfall werfen sie sich auf das Wort Eleganz, das den Verdacht ablenken kann und ihre Lebensrichtung mehr in die Regionen der Kunst als in die der Eitelkeit zu steuern scheint. Bloß wer noch nicht bis zum Schick vorgedrungen ist oder ihn verloren hat, nennt das Wort mit der ganzen Glut und Gier unbefriedigter oder verlassener Liebesseelen. So kommt's, daß gewisse junge Frauen, die vorwärts wollen, und ältere, die über die Höhe hinaus sind, gern vom Schick der andern sprechen, ob diese ihn haben oder, noch besser, nicht haben. Der Wahrheit die Ehre, von dem nicht vorhandenen Schick der andern zu sprechen macht mehr Spaß, aber mehr Stoff gibt das Gespräch über den wirklich existenten Schick, es nährt die ausgehungerte Phantasie als richtig kräftiges Gericht.

Ich habe Frauen gekannt, denen der Gedanke an die Liaisons einer Herzogin einen Schauer (mehr des Vergnügens als des Neides) verschaffte. Scheinbar gibt es in der Provinz Krämerfrauen, deren Hirn wie ein enger Käfig die brennenden Begierden nach Schick gefangen hält, als seien es wilde Tiere.

Der Postbote bringt ihnen den »Gaulois«. Die neuen Moden sind in einer Sekunde überflogen. Das unruhvolle Herz der Provinzdame hat seinen Trost, und für eine Stunde sind ihre Blicke heiter geworden, denn in ihren weit gewordenen Augensternen will der Genuß brennen und die leuchtende Bewunderung.

VII

Gegen eine Snobdame

Wenn Sie nicht zur Gesellschaft gehören und man erzählt Ihnen, daß Elianthe jung ist, schön, angebetet von ihren Freunden und verliebt, daß sie trotzdem ohne einen Augenblick der Ruhe um die Gunst gewisser Männer buhlt und sich die harte Abweisung seitens dieser Männer gefallen läßt, die oft häßlich, alt, stumpfsinnig sind, ferner, daß sie wie im Bagno arbeitet, um ihnen, die sie kaum kennt, zu gefallen, ferner, daß sie ihnen zuliebe verrückt wird, nüchtern wird, daß sie sich durch ungezählte Liebesdienste zu ihrer Freundin macht, wenn sie arm sind, zu ihrer Schützerin, durch sinnliche Hingabe zu ihrer Mätresse – dann werden Sie denken: Welch ein Verbrechen muß Elianthe begangen haben, und wer sind die strengen, furchteinflößenden Amtspersonen, die sie unter allen Umständen gewinnen muß, denen sie ihre Freunde opfert, ihre Liebesbeziehungen, ihre Geistesfreiheit, die Würde ihres Daseins, ihr Vermögen, ihre Zeit, die intimsten weiblichen Antipathien? Nein, Elianthe hat kein Verbrechen begangen. Die Zeugen, die sie zu bestechen sucht, haben sich nie um sie gekümmert und hätten den ruhig und klar fließenden Strom ihres heiteren Lebens friedlich weiterwallen lassen. Aber ein furchtbarer Fluch lastet über der Unseligen: sie ist eine Snobdame.

VIII

Für eine Snobdame

Wohl ist Ihre Seele, wie Tolstoi sagt, ein dunkler Forst. Aber die Bäume sind von besonderer Art, es sind Stammbäume. Man nennt Sie eitel? Aber das Universum ist ja nicht ganz leer für Sie, solange es ein Wappenschild gibt. Auch dieses ist eine Weltschöpfung, die glänzend ist und der Symbole nicht ermangelt. Auch Sie haben Ihre Chimäre, und sie trägt Farben, wie man sie gemalt sieht auf heraldischen Feldern. Fehlt es Ihnen an Bildung? Sie sind durch die Schule des Tout-Paris, des Gotha, des High-life gegangen. Sie lesen die Schlachtberichte, welche die Namen der Altvorderen enthalten, die sich ausgezeichnet haben, und so finden Sie die Namen der Leute, die man zum Diner einladen muß, und

auf dem Wege dieser Mnemotechnik ist Ihnen die Geschichte Frankreichs vertraut geworden. Daher eine gewisse Größe in Ihrem ehrgeizigen Traum, dem Sie Ihre Freiheit geopfert haben, Ihre Stunden der Muße und des Nachdenkens, Ihre Pflichten, Ihre Freundschaften, ja selbst die Liebe. In Ihrer Phantasie wird die Gestalt eines Ihrer neuen Freunde von dem großen Heer der Ahnenbilder begleitet und umgeben. In der allerältesten französischen Erde wurzeln die Stammbäume, die Sie mit so viel Liebe hegen und deren Früchte Sie alljährlich, mit so viel Lust pflücken. Ihr Traum baut die Gegenwart auf dem Fundament der Vergangenheit auf. Die Seele der Kreuzfahrer belebt die nichtssagenden Gesichter der zeitgenössischen Nachkommen, und wenn Sie fieberhaft die Namen auf den Visitenkarten immer wieder durchstudieren, so ist es deshalb, weil Sie bei jedem Namen fühlen, wie das prunkvolle alte Frankreich aufersteht, lebt und fast zu singen beginnt, als sei es ein Toter, auferstanden aus seinem wappengeschmückten Gruftgewölbe.

IX

Oranthe

Sie haben sich heute nacht nicht zur Ruhe begeben und haben sich heute morgen noch nicht gewaschen?

Muß das gesagt sein, Oranthe?

Sie haben doch so viel Gaben mitbekommen. Glauben Sie nicht, daß dies genügt, um sich von der übrigen Welt zu unterscheiden; wozu dann noch dies triste Maskenspiel?

Die Gläubiger halten Sie in Ihren Fängen, Ihre Frau wird von Ihrer Untreue zur Verzweiflung gebracht. Sollen Sie einen Abendanzug tragen, so heißt das für Sie soviel wie sich in eine Livree zwingen, und keine Macht auf Erden kann Sie dazu bringen, anders in Gesellschaft zu erscheinen als zerzaust. Sitzen Sie beim Diner, dann behalten Sie Ihre Handschuhe an, um zu zeigen, daß Sie nicht essen, und haben Sie nachts Fieber, lassen Sie Ihre Viktoriakutsche anspannen, um ins Bois zu fahren.

Lamartine können Sie nur in einer Schneenacht lesen, und Wagner zu hören macht Ihnen nur Spaß, wenn Sie dazu Räucherwerk anzünden.

Trotzdem sind Sie ein Ehrenmann, reich genug, um ohne Schulden auskommen zu können, glauben aber diese Ihrem Genie schuldig zu sein; Sie sind zärtlich genug, um zu wissen, welchen Schmerz Sie Ihrer Frau bereiten, aber Sie würden es kleinbürgerlich finden, ihr den zu ersparen. Sie fliehen nicht die Menschen, wissen ihnen zu gefallen, und auch ohne Ihre langen Locken würden Sie durch Ihren Geist hervorstechen. Sie haben guten Appetit, essen hinreichend vor dem Diner und versteifen sich darauf, dort nüchtern zu bleiben, keinen Bissen zu essen. Nur bei den nächtlichen Spaziergängen, zu denen Ihre Originalität Sie verpflichtet, holen Sie sich Ihre Krankheiten. Ihre Phantasie ist stark genug, um Schneefall und verbranntes Räucherwerk zu erleben ohne Winter und ohne Parfümverbrenner, Sie sind gebildet und musikalisch genug, um Lamartine und Wagner zu lieben im Geiste und in Wirklichkeit. Alles vergebens! In der Seele eines echten Künstlers hegen Sie die Vorurteile eines Kleinbürgers, und selbst davon haben Sie uns durch einen für uns unfruchtbaren Tausch nur die Schattenseiten zu zeigen.

X

Gegen die Freimütigkeit

Es ist nur klug, sich gleichmäßig vor Percy, Laurence und Augustin in acht zu nehmen. Laurence zitiert Verse, Percy hält Konferenzen ab, Augustin sagt Wahrheiten. »Eine offenherzige Person«, das ist der Titel, und sein Beruf heißt: »Der wahre Freund.«

Augustin tritt in einen Salon. Ich schildere ihn, wie er ist, halten Sie sich zurück, vergessen Sie nie, er ist Ihr wahrer Freund. Vergessen Sie nicht, ebenso wie Percy und Laurence kommt er nie ungestraft, er wird gar nicht abwarten, daß Sie ihn um seine Wahrheiten fragen, ebensowenig wie Laurence damit wartet, mit seinem Monolog loszulegen, oder Percy mit seinen Ansichten über Verlaine. Er duldet ebensowenig eine Verzögerung des Beginns als eine Unterbrechung, denn er ist frank und frei, ebenso wie Laurence den Conférencier macht nicht etwa Ihnen zuliebe, sondern für sich, zu seinem eigenen Spaß. Ihr Mißfallen würzt sicher sein Vergnügen, nicht anders als Ihre Aufmerksamkeit dem Herzen von Laurence wohltut. Aber im Notfalle würden sie darauf

verzichten. Also drei unverschämte Schurken, denen man jede Ermutigung versagen müßte, da diese das Festmahl oder geradezu die Nahrung ihres Lasters ist. Aber sie haben, ganz im Gegenteil, ihr eigenes Publikum, das sie am Leben läßt, und das Publikum Augustins, des Wahrheitskünders, ist sogar sehr zahlreich. Dieses Publikum ist durch die banale Theaterpsychologie und die absurde Sprichwörterweisheit »Wer gut liebt, der züchtigt gut« ganz aus dem Häuschen gebracht. Nun ist es durch nichts dazu zu bringen, zuzugeben, daß Schmeichelei manchmal einem überströmend wohlwollenden Herzen entspringen kann, während Freimütigkeit bisweilen der Geifer einer üblen Laune ist. Was, Augustin soll seine schlechte Sinnesart an einem Freunde auslassen? Das Publikum stellt in seinem unklaren Geiste der Römerfestigkeit die Kriecherei der Byzantiner entgegen, und stolz ruft es glänzenden Blicks im Vollgefühl seines höheren, weil banalen und taktlosen Wesens aus: »Er ist der letzte, der gut von Ihnen spricht. Fürwahr, Hut ab! Welch ein aufrichtiger Freund!«

XI

Ein elegantes Milieu ist jenes, in dem die Meinung des einen sich nach der der anderen richtet. Ist die Meinung auf dem Widerspruch aufgebaut, haben wir untrüglich ein literarisches Milieu vor uns.

*

Auch die Forderung des Wüstlings nach Jungfräulichkeit ist eine Form der ewigen Huldigung, in der die Liebe ihr Knie vor der Unschuld beugt.

*

Sie gehen von den x zu den y, und die Dummheit, Gemeinheit, die miserable Situation der x liegt klar vor Augen. Die fabelhafte Einsicht der y flößt Ihnen Bewunderung ein, sie schämen sich jetzt dessen, daß Sie etwas für die x übriggehabt haben. Aber kehren Sie wieder zu denen zurück, dann erleben Sie es, daß diese die y fast mit denselben Mitteln in Stücke reißen. Man geht von einem zum andern, man geht von einem Schlachtfeld zum andern. Nur hört der eine nie die Flintenschüsse des andern, daher glaubt er, er allein habe Waffen. Hat man einmal festgestellt, daß die Bewaffnung, die Stärke oder besser gesagt die Schwäche die gleiche ist, so hört man auf, den, der schießt, zu

bewundern und den zu verachten, der aufs Korn genommen wird. Hier fängt wahre Weisheit an. Die wahre Weisheit würde freilich damit enden, mit beiden Parteien zu brechen.

XII

Szenario

Honoré sitzt in seinem Zimmer. Er steht auf und betrachtet sich im Spiegel:

Seine Krawatte: Wie oft schon hast du mit Sehnsucht meinen Knoten angezogen und ihn wieder in Träumerei gelockert, bis er Ausdruck bekam und etwas unordentlich aussah! Also verliebt, mein Freund ... aber warum so trüb?.

Seine Feder: Ja, weshalb so traurig? Seit einer Woche hetzt du mich zu sehr, mein Meister, und doch habe ich mich schon sehr geändert in meiner Lebensführung. Ich war gewappnet für die ruhmreichsten Taten, und jetzt glaube ich, daß ich nur Liebesbriefe schreiben werde, wenn ich nach dem Briefpapier Schlüsse ziehen darf, das du dir hast kommen lassen. Aber diese Liebesbriefe werden traurig sein, das sagt mir die nervöse, verzweifelte Geste, mit der du nach mir greifst, um mich sofort wieder hinzulegen. Du bist verliebt, mein Freund, aber warum so traurig?

Rosen, Orchideen, Hortensien, Venushaar, die alle im Zimmer sind: Immer hast du uns geliebt, aber niemals hast du uns alle so oft zu dir gerufen, damit wir dich bezaubern durch unsere stolze oder übermütige Haltung, durch unsern beredten Ausdruck, durch die rührende Stimme unserer Düfte. Gewiß, du siehst in uns die frische Anmut deiner Vielgeliebten gespiegelt. Du bist verliebt, aber warum so traurig?

Die Bücher: Wir waren dir immer kluge Berater, du hast uns oft befragt und hast uns nie gehorcht. Bei deinen Handlungen haben wir dir nicht geholfen, wir haben dir gute Winke gegeben, du bist trotzdem ins Verderben gerannt. Aber du hast dich wenigstens nicht im dunkeln geschlagen und nicht wie unter einem Alpdrucke: Wirf uns nicht zur Seite wie alte Lehrer, die man nicht mehr mag. Schon als Kind hast du uns in Händen gehalten. Deine reinen Augen taten sich weit auf im

Staunen, als du uns damals betrachtetest. Liebst du uns nicht um unserer selbst willen, dann doch wegen der Erinnerung an dich, der Erinnerung an dein früheres Selbst, Erinnerung an alles, was aus dir hätte werden können – und ist die bloße Möglichkeit, daß aus dir so viel hätte werden können, nicht auch schon ein Stück Wirklichkeit, wenn du daran denkst?

Komm, hör unsere traute, wortreiche Rede! Wir sagen dir nicht, weshalb du verliebt bist, nur, weshalb du traurig bist! Und verliert unser Kind seinen Mut und weint es, wir wiegen es in Schlummer wie einst, wenn die Stimme der Mutter unsern Worten die milde Würde lieh, vor dem Feuer, das hell in tausend Funken brannte und in den tausend Lichtern deiner Träume und deiner Hoffnungen strahlte.

Honoré: Ich liebe sie und glaube, sie wird mich lieben. Aber mein Herz sagt mir, daß ich, der bisher so Wandelbare, immer sie lieben werde; und meine gute Fee weiß, daß ihre Liebe nur einen Monat dauern wird. So zögere ich, bevor ich in das Paradies allzu flüchtiger Wonnen eintrete, auf der Schwelle und trockne meine Augen.

Seine gute Fee: Teurer Freund, ich bringe dir deine Begnadigung vom Himmel. Dein Glück soll nur von dir abhängen. Willst du während eines Monats, auf die Gefahr hin, dir die erhofften Freuden dieses Liebesbeginns zu trüben, deine Geliebte verschmähen, und weißt du die Koketterie so weit zu treiben, daß du den Gleichgültigen spielst, indem du nicht zu den verabredeten Rendezvous kommst, deine Lippen wegwendest, wenn sie dir, als sei es ein Strauß von Rosen, ihre Brust reicht – dann wird eure treue, gegenseitig geteilte Liebe sich auf dem Grund ewiger Dauer erheben, auf dem unverrückbaren Grundstein deiner Geduld.

Honoré (springt vor Freude auf) Meine gute Fee, ich bete dich an, ich gehorche dir!

Die kleine Uhr aus Meißner Porzellan: Deine Freundin ist unpünktlich; mein Zeiger hat bereits die Minute überschritten, zu der, so lang ersehnt, deine Freundin kommen sollte. Ich fürchte, ich muß noch lange mit meinem monotonen Pendelschlag die Zeit deiner melancholisch wonnigen Erwartung durchmessen; wohl weiß ich, was Zeit ist, nicht

aber, was Leben ist; traurige Stunden wandeln den gleichen Gang auf meinem Zifferblatt wie die frohen, sie wimmeln in mir unerkennbar durcheinander wie Bienen im Sack.

Die gute Fee: Vergiß nicht, mir zu gehorchen, die ewige Dauer deiner Liebe hängt davon ab!

Die Uhr schlägt fieberhaft, die Rosen werden unruhig, die Orchideen beugen, sich in ihrer angstvollen Bedrängung vor Honoré, eine hat ein mißgünstiges Gesicht. Die tatenlose Feder betrachtet ihn mit Trauer, es tut ihr weh, sich nicht regen zu dürfen. Die Bücher setzen ihr ernstes Murmeln ohne Pause fort. Alles sagt ihm: »Gehorch der Fee und denk daran, daß die ewige Dauer deiner Liebe davon abhängt!«

Honoré (zögert nicht einen Augenblick); Wie sollte ich nicht gehorchen, wie könnt ihr an mir zweifeln?

Die Vielgeliebte tritt ein. Die Rosen, die Orchideen, die Uhr aus Meißel und der keuchende Honore, alles vibriert im gleichen Einklang mit ihr.

Honoré (stürzt auf ihren Mund) »Ich liebe dich!«

Epilog: Und es war, als hätte er der Sehnsuchtsflamme seiner Geliebten das Lebenslicht ausgeblasen. Sie tat, als ob sie beleidigt sei über die Unschicklichkeit seines Benehmens, sie floh, und nie sah er sie wieder, ohne daß sie ihn marterte mit ihrem strengen, gleichgültig feindlichen Blick ...

XIII

Der Fächer

Gnädige Frau, für Sie habe ich diesen Fächer gemalt.

Möge er Ihren Wünschen gehorchen, möge er Ihnen in Ihrer stillen Zurückgezogenheit die reizenden Schattenbilder vors Auge zaubern, wie sie einst Ihren anmutsvoll lebendigen Salon erfüllt haben, dessen Türen jetzt für immer geschlossen sind.

Ihre Kronleuchter, von deren Armen überall große weiße Blüten herabhängen, beleuchten Kunstgegenstände aus allen Zeiten und Ländern.

Ich dachte an den Geist unserer Zeit, während ich mit meinem Pinsel die neugierigen Blicke nachzeichnete, die Ihre Kronleuchter auf die Vielfalt Ihrer Nippes warfen. Beide haben die Schöpfung des Gedankens in gleicher Weise erschaut, das Leben der Jahrhunderte gesehen, quer über das Erdrund hinweg. Und maßlos hat der Geist der Zeit den Kreis seiner Fahrten ausgespannt. Getrieben von Langeweile, gierig nach Vergnügen, hat er sie abgewandelt und geändert wie Spaziergänge, nicht so sehr in ihrem Ziel als vielmehr in dem Weg der Reise; und fühlte er unterwegs seine Kräfte erlahmen, seinen Mut schwinden, dann legte er sich mit dem Gesicht zur Erde wie ein stumpfes Tier und wollte nichts mehr sehen. Ich habe dennoch die Strahlen Ihres Kronleuchters mit Liebe nachgezeichnet. Diese haben mit verliebter Melancholie so viel Dinge und Wesen gestreichelt, und nun sind sie erloschen für immer.

Trotz des winzigen Formats werden Sie vielleicht die Personen im Vordergrund erkennen und werden bemerken, daß der unparteiische Maler, gleichmäßig wohlwollend wie Sie, alle Personen mit derselben Liebe und Treue gemalt hat, mögen es große Herren sein, schöne Frauen oder begabte Männer. Dies ist ein zweifelhafter Trost in den Augen der Welt, unzureichend und im Gegenteil sogar ungerechtfertigt in den Augen der Vernunft, aber er hat Ihre Gesellschaft in einen kleinen Kosmos verwandelt, der innerlich weniger zerrissen, ja harmonischer ist als der andere, trotzdem von Leben erfüllt, und seinesgleichen sah man nie. So möchte ich auch nicht, daß irgendein Jemand diesen Fächer sähe, der nicht einen Salon wie Ihren besucht hat und der nur mit betroffenem Staunen sähe, wie hier »die gute Lebensart« Herzoge ohne Stolz mit Romanschriftstellern ohne Arroganz an einen Tisch bringt. Möglicherweise würde dieser »Jemand« ebensowenig die Schattenseiten dieser Annäherung begreifen, deren Übermaß nur einen einzigen Tauschverkehr fördert, nämlich den der Lächerlichkeiten. Zweifellos würde in seinen Augen die Wirklichkeitsschilderung pessimistisch scheinen – zum Beispiel die Schilderung eines hochlehnigen Sorgenstuhles, worin ein großer Schriftsteller mit den Allüren eines Snobs ruht und dem Gerede eines großen Herrn lauscht, der gerade eine Dichtung durchblättert, während sein (des großen Herrn) Gesichtsausdruck, wenn anders er mir in seiner Albernheit gut

gelingen ist, zur Genüge beweist, daß er von der Sache nicht die geringste Ahnung hat.

Nahe dem Kamin werden Sie C. wiedererkennen.

Er hebt den Stöpsel von einem Parfümfläschchen und erklärt seiner Nachbarin, es sei ihm gelungen, die abenteuerlichsten, die stärksten Gerüche zu konzentrieren.

B. ist verzweifelt, ihn nicht überbieten zu können, er denkt, die sicherste Methode, an der Spitze der modernsten Errungenschaften zu stehen, sei die, mit Eklat sich zur alten Mode zu bekennen, und während er das billige Veilchenparfüm einatmet, betrachtet er C. mit Verachtung.

Und Sie selbst, haben Sie nie diese künstlichen Umwege zur Natur gekannt? Zu gern hätte ich (was aber wegen der Winzigkeit der Details unausführbar ist) in einem versteckten Winkel (wie in einer Rumpelkammer) Ihrer sonst so musikalischen Bibliothek die Opern von Wagner und Symphonien von Franck oder D'Indy abgezeichnet, aber auf Ihrem Piano lagen, vor allen Augen sichtbar und noch aufgeschlagen, einige Hefte von Haydn, Händel, Palestrina.

Ich habe keine Angst gehabt, Sie auf dem rosenfarbenen Sofa abzuschildern. T. sitzt neben Ihnen und beschreibt Ihnen sein neues Zimmer, das raffiniert geteert ist, auf daß es in ihm die Illusion einer Seereise erwecke, und nun entschleiert er vor Ihnen alle Quintessenz seiner Toilette und seiner Einrichtung.

Ihr sprödes, kühles Lächeln beweist, wie niedrig Sie eine Phantasie einschätzen, welcher in ihrer Kraftlosigkeit ein leeres Zimmer nicht genügt, um in ihm alle Visionen des Universums aufzurollen, und welche Kunst und Schönheit unter einer so erbärmlich niederen Form begreift.

Ihre bezauberndsten Freundinnen sind da. Werden sie es mir verzeihen, wenn sie von Ihnen diesen Fächer zu sehen bekommen – ich weiß es nicht. Mag eine Frau die eigenartigste Schönheit tragen und vor unsern hingerissenen Augen sich abzeichnen wie ein aus dem Rahmen entsprungenes Bild von Whistler, sie wird sich doch nur in einem Porträt von Bougureau geschmeichelt wiedererkennen. Die Frauen verwirklichen die Schönheit mit ihrer Person, verstehen sie aber nicht.

Vielleicht werden sie sagen: »Wir lieben einfach eine Schönheit, die anders ist als die Ihre. Weshalb sollte sie weniger schön sein als die Ihre?«

Aber gestatten Sie mir wenigstens die Bemerkung, wie selten die Frauen sind, die das Ästhetische verstehen, das sie tadeln. Hier ist eine Jungfrau von Botticelli, sie würde, wenn nicht gerade Botticelli Mode wäre, diesen Meister häßlich und ungeschickt finden.

So nehmen denn Sie diesen Fächer mit Milde entgegen! Wenn eine von den Schattengestalten, die sich mir, nach ihrem Fluge durch meine Erinnerung, hier als Modelle gestellt haben, nachdem sie einst lebendig am Dasein gesogen, wenn eine von diesen Schattengestalten Ihnen einmal eine Träne entlockt hat, dann nehmen Sie es hin ohne Bitterkeit und bedenken Sie, es ist ein Schatten nur, an dem Sie nicht mehr leiden werden.

In aller Unschuld habe ich diese Schattengestalten auf dieses dünne Papier getragen, dem eine Bewegung ihrer Hand Flügel geben kann, denn Schmerz bereiten können Sie ihr nicht mehr, dazu sind sie zu unwirklich, zu drollig ...

Am meisten unwirklich, am drolligsten vielleicht in *der* Stunde, da Sie sie einladen, sie mögen erscheinen, um einige Stunden dem Tode vorwegzunehmen und ihr Scheinleben als Phantome in der künstlichen Freude Ihres Salons zu entfalten, unter den Kronleuchtern, deren Arme bedeckt sind von großen blassen Blüten.

XIV

Olivian

Warum sieht man Sie, Olivian, jeden Abend in die Komödie eilen? Ihre Freunde haben also weniger Geist als ein Pantalon, Scaramouche und Pasquarello? Wäre es nicht netter, mit ihnen zu dinieren? Aber Sie können noch Besseres tun. Ist das Theater die Hilfsquelle aller Plauderer, deren Freunde zu verstummen haben, deren Geliebte zu wortreich sind –so bleibt die Konversation, selbst die gewählteste, nur das Vergnügen der phantasielosen Naturen. Es gibt Dinge, die man nicht erst beim Kerzenschein einem geistvollen Menschen zeigen muß, denn

er sieht sie während des Gesprächs –diese Dinge aber Ihnen, Olivian, klarzumachen, ist reiner Zeitverlust. Die Stimmen der Phantasie und der Seele sind die einzigen, die ein glückliches Echo wecken im ganzen Umkreis der phantasievollen Seele; und wenn sie nur einen winzigen Teil der Zeit, die Sie totgeschlagen haben, um zu gefallen, dazu verwendet hätten, sie lebendig zu machen, so hätten Sie mit einem Buche, mit ein wenig Nachdenken an Ihrem Kamin im Winter oder in Ihrem Parke zur Sommerszeit einen tausendmal reicheren Erinnerungsschatz sammeln können an Stunden der Fülle und Tiefe. Scheuen Sie nicht vor der Harke, dem Rechen zurück! Eines Tages erleben Sie mit Freude, wie ein süßer Duft aus Ihrem Erinnern hervorsteigt wie aus einem Gartenkarren, der bis an den Rand gefüllt ist.

Wozu die vielen Reisen? Die Wagenpferde führen Sie nur so langsam dorthin, wohin Sie ein Traum in Sekundenschnelle bringt. Wollen Sie am Meeresstrande sein, müssen Sie nur die Augen schließen. Überlassen Sie es denen, die nur leibliche Augen haben, mit ihrem ganzen Gefolge zu übersiedeln und sich nach Pozzuoli oder Neapel zu begeben. Sie wollen, wie Sie sagen, dort ein Buch vollenden? Wo arbeitet es sich aber besser als daheim? Zwischen den Mauern von Paris können Sie die herrlichsten Bauten errichten nach den Wünschen Ihres Herzens, hier können Sie leichter als in Pozzuoli den Einladungen der Prinzessin von Bergamo entgehen, und die Versuchung, ohne Arbeit herumzuflanieren, ist hier nicht so gefährlich. Weshalb sich darauf versteifen, nur die Gegenwart zu genießen und darüber zu weinen, daß es nie gelingt? Mensch der Phantasie, du kannst nur genießen im Verzicht oder in der Erwartung, das heißt: in der Vergangenheit und in der Zukunft.

Das ist der Grund Deiner Unzufriedenheit, Olivian, mit Deiner Geliebten, mit Deinen Landhäusern, mit Dir selbst. Vielleicht hast Du die Wurzel dieser Übel bereits entdeckt. Aber warum sich daran genügen lassen, statt die Heilung zu versuchen? Es liegt daran, daß Sie sehr bemitleidenswert sind. Noch sind Sie kein Mensch, und schon sind Sie ein Mensch der Literatur.

XV

Masken und Gestalten der mondänen Komödie

Immer ist in den Komödien Scaramouche ein Prahlhans, Harlekin stets ein Tölpel, das Benehmen des Pasquino ist reine Intrige, das des Pantalon Habsucht und Leichtgläubigkeit –ebenso hat die Gesellschaft dekretiert, daß Guido geistreich aber perfid ist, daß er für einen guten Witz seinen besten Freund opfert –daß Girolamo unter der Außenseite einer rohen Freimütigkeit Schätze des Herzens verborgen hat –daß Castruccio, dessen Laster man brandmarken kann, dennoch der rührendste Freund in seiner Treue ist und daß er als Sohn die zarteste Hand beweist –daß Jago trotz zehn schöner Bücher als Dilettant anzusehen ist, während ein paar schlechte Zeitungsartikel Ercole zum Dichter stempeln –daß Cesare irgendwelche Verbindungen mit der Polizei haben muß, als Reporter oder Spion; Cardenio ist ein Snob, Pippo ein falscher Biedermann, trotz seiner freundschaftlichsten Versicherungen. Was Fortunata anlangt, so ist's auf ewig beschlossene Sache, man ist sich einig: sie ist gut. Sie ist so rund, das ist die Garantie für ihr wohlmeinendes weiches Herz: Wie könnte denn auch eine so üppige Dame eine Kanaille sein?

Nun ist jeder schon von Natur anders als der Charakter, den die Gesellschaft aus ihrem Hauptmagazin von Kostümen und Eigentümlichkeiten hervorgesucht und ihm ein für allemal geborgt hat, und von hier entfernt sich jeder um so mehr, als die Charakterisierung früher da war als der wirkliche Charakter, und auf diese Weise wird ihm ein weites Feld gerade entgegengesetzter Fehler geöffnet, und zu seinem Vorteil genießt er jetzt eine Art Straffreiheit. So steht der Charakter Castruccios als »treuer Freund« unerschütterlich fest, dies erlaubt ihm, jeden seiner Freunde einzeln zu belügen und zu betrügen. Wer darunter doppelt leiden muß, ist aber der andere: »Was für ein Schuft muß dieser sein, wenn auch Castruccio, der Treueste der Treuen, ihn verläßt!« Fortunata darf in langen Strömen böse Nachrede verbreiten. Wer sollte verrückt genug sein, die Quelle unter dem Busenhalter ihrer Brust zu suchen, deren weite Fülle schützend alles verbirgt? Girolamo darf ohne Furcht eine Schmeichelei wagen, welcher

seine sonst geübte Freimütigkeit den Zauber des Unvorhergesehenen verleiht. Er darf einem Freunde gegenüber seine Rauheit bis zur Brutalität treiben, denn man ist sich darin einig, daß es nur im Interesse des Freundes liegt, daß dieser vergewaltigt werde. Cesare erkundigt sich nach meiner Gesundheit, es geschieht, weil er's dem Dogen rapportieren will. Er hat mich gar nicht darum gebeten. Wie fein versteht er sein Spiel zu verbergen! Guido nähert sich mir, er macht mir Komplimente über mein gutes Aussehen. »Niemand hat so viel Geist wie er«, schreien sie alle im Chor, »aber er ist ein richtiger Teufel!« Zwischen den wahren Charakteren dieser Castruccio, Guido, Cardenio, Ercole, Pippo, Cesare und Fortunata und dem Typus, den sie unwiderruflich in den Augen der scharfsichtigen Gesellschaft verkörpern, ist eine tiefe Kluft, aber diese Kluft ist für Träger dieser Masken gefahrlos, denn die Gesellschaft will sie nicht sehen. Aber wie streng ist sie in ihrer Abgrenzung! Girolamo mag tun, was er will, er ist ein böswilliger Grobian. Fortunata mag sagen, was sie will, sie ist eine gute Seele. Die Widerstandsfähigkeit des Typus ist absurd, niederschmetternd, unangreifbar; und doch kann sich unaufhörlich jeder persönlich von ihm entfernen, ohne dessen heitere Festigkeit im geringsten zu stören, dafür aber zwingt dieser Typus mit einer immer wachsenden Anziehungskraft alle Personen ohne Persönlichkeit zu sich heran, alle, deren Haltung zuwenig inneren Zusammenhang besitzt: Schließlich unterliegt der einzelne der Faszination dieses Brennpunkts, der sich mitten im Wandel der Dinge gleichbleibt. Wenn Girolamo einem Freunde »Wahrheiten« sagt, so ist er jenem dankbar dafür, daß er ihm das Stichwort gegeben hat und ihm das Spiel ermöglicht, er »züchtigt ihn, weil er ihn liebt«, und spielt dabei eine ehrenhafte, fast kann man sagen, prachtvolle Rolle, und er ist sogar nicht mehr weit davon entfernt, echt zu sein. Zu der Grausamkeit seiner Sprüche fügt er einen Tropfen duldsamen Mitgefühls, der sehr natürlich ist gegenüber einem Tieferstehenden, der die Folie für seinen Ruhm bildet. Da darf jener ihm aufrichtig dankbar sein, und schließlich hat er die Herzensgüte, die ihm die Gesellschaft bisher bloß angedichtet hatte, wirklich erworben. Bei Fortunata hat ihre wachsende Beileibtheit, ohne ihren Geist zu mindern und ohne ihre Schönheit zu zerstören, ein wenig das Interesse an den andern verringert, und zwar in dem Maße, als die Sphäre ihrer eigenen

Persönlichkeit zugenommen hat, und jetzt fühlt sie eine Milderung ihrer Bitterkeit, und damit fällt das einzige Hindernis für sie, würdig die verehrungswürdigen, bezaubernden Pflichten zu erfüllen, welche die Gesellschaft ihr übertragen hat. Der Geist der Worte »Wohlwollen«, »Güte«, »Rundung«, die man unaufhörlich vor ihr und hinter ihr ausgesprochen hat, mußten allmählich ihre Sprache durchtränken, die nun von Lobesworten überquillt und der auch der weite Leibesumfang eine besondere Autorität gewährleistet, die doppelt schmeichelhaft ist. Sie hat das unbewußte, aber starke Gefühl, als übe sie eine wichtige, friedliche Beamten-tätigkeit. Manchmal scheint sie über die Grenzen ihrer Persönlichkeit zu treten, sie kommt daher wie eine ganze Ratsversammlung, mit hochgehenden Wogen, aber weichherzig, da gibt es wohlwollende Richter, deren Vorsitz sie führt, die allgemeine Zustimmung berührt sie tief ... Es kommt vor, daß man in Abendgesellschaften plaudert, keiner stößt sich an den Widersprüchen im Benehmen der Masken, noch auch bemerkt jemand ihre langsame Assimilation an den vorgeschriebenen Charakter; jedermann ordnet ihre Handlungen in das Fach im Schreibtische, in die genaue Definition des idealen Charakterbildes; jeder stellt mit Ergriffenheit und Genugtuung fest, daß sich das Niveau der Unterhaltung unzweifelhaft hebt. Allerdings unterbricht man diese Arbeit bald, um nicht den hierzu nicht genügend geschulten Köpfen zuviel ermüdende Arbeit zuzumuten (denn man ist Mensch der Gesellschaft). Man hat den Snobismus des einen getadelt, die Böswilligkeit der andern, die lockere Lebensführung, die Härte eines dritten, nun trennt man sich, jeder hat reichlich seinen Tribut an das Wohlwollen, die Nächstenliebe, das Schamgefühl entrichtet, nun kann sich jedermann ohne Gewissensbisse in der Ruhe seines Herzens, das sich eben herrlich bewährt hat, den eleganten Lastern hingeben, die dessen Krone bilden.

Diese Reflexionen wurden angeregt durch die Gesellschaft von Bergamo; auf eine andere Gesellschaft angewendet, verlieren sie einen Teil ihrer Wahrheit. Als Arlekin die Bergamesker Szene verließ, um die französische zu betreten, wurde aus dem Tölpel ein feiner Kopf. So erklärt es sich, daß Liduvina in gewissen Gesellschaften als Frau von Bedeutung gilt und Girolamo als bedeutende Intelligenz. Man muß

hinzufügen, daß sich manchmal ein Mensch zeigt, für den die Gesellschaft entweder überhaupt keinen ›Charakter‹ findet oder doch keinen disponiblen, da den seinen ein anderer innehat. Sie verleiht ihm dann einen, der ihm durchaus nicht zu Gesicht steht. Ist er nun wirklich ein origineller Mensch und paßt kein fertig gekaufter Charakter auf seine Schultern und kann man ihn auf keine Weise verstehen und gibt es keinen nach Maß gearbeiteten ›Charakter‹ für ihn, schließt man ihn eben aus – oder läßt ihn den jugendlichen Liebhaber spielen, denn an denen herrscht stets Mangel.

Weltlichkeit und Melomanie

Von Bouvard und Pécuchet

I

Natürlich sind die Ansichten, die der Autor hier den berühmten Figuren Flauberts in den Mund legt, nicht seine eigenen.

Weltlichkeit

»Warum sollen wir, da wir uns nun doch eine Stellung geschaffen haben, nicht ein Leben in der großen Welt führen?«

Das eben war die Ansicht von Pécuchet, aber man wollte dort glänzen und mußte deshalb den Gegenstand studieren.

Die zeitgenössische Literatur ist von höchster Bedeutung.

Sie abonnierten einige Zeitschriften, die sich die Verbreitung der Literatur zur Aufgabe machen, und lasen sie laut vor, bemühten sich, Kritiken zu schreiben, suchten vor allem Ebenmaß und Leichtigkeit des Stils zu erreichen, in Anbetracht des gesetzten Ziels.

Bouvard erinnerte daran, daß der Stil einer Kritik, wäre sie auch im Plaudertone geschrieben, doch nicht der richtige sei für die große Welt, und sie führten Konversationsstunden ein über ihre Lektüre, gehalten in der Art der Leute der großen Gesellschaft.

Bouvard lehnte sich an den Kamin, bastelte mit Vorsicht an den hellen Handschuhen herum, die er eigens zu dem Zwecke angeschafft hatte, und nannte Herrn Pécuchet Madame oder General, um die Illusion zu vollenden.

Oft blieben sie dabei; einer von ihnen hatte sich in einen Autor hineingeschwätzt, vergebens versuchte der andere ihn zu halten. Übrigens machten sie alles herunter. Leconte de Lisle war gar zu starr, Verlaine zu zart besaitet. Sie träumten von einem juste-milieu, ohne es zu entdecken.

»Weshalb hat Pierre Loti immer nur den einen Ton?«

»Alle seine Romane sind auf die gleiche Note gestimmt.«

»Nur eine Saite auf der Leier«, schloß Bouvard.

»Aber André Laurie gibt auch nicht das Rechte, jedes Jahr schleppt er uns anderswohin, und er verwechselt Literatur mit Geographie. Was taugt, ist einzig sein Stil. Was aber Henri de Régnier anlangt, so ist er ein Schwindler, oder er gehört ins Narrenhaus, keine andere Wahl.«

»Kommst du mal da heraus, mein Alter«, sagte Bouvard, »dann ist es dir gelungen, die moderne Literatur aus einer verfluchten Sackgasse herauszuziehen.«

»Nur keine Gewalt«, sagte Pécuchet, als milder Herrscher, »sie haben es vielleicht in sich, diese jungen Pferde! Werfen wir ihnen die Zügel über den Nacken! Zu fürchten wäre nur, daß sie, derart angeschmiert, über das Ziel hinausschießen, aber auch Extravaganz ist ein Beweis für eine reiche Natur.«

»Unterdessen sind aber die Grenzpfähle kaputt«, schrie Pécuchet, und während er mit seinem ewigen Nein das leere Zimmer füllte, wurde er warm: »Und im übrigen können Sie wiederholen, so oft Sie wollen, daß diese ungleich langen Zeilen Verse vorstellen sollen, ich weigere mich, je etwas anderes darin zu sehen als Prosa, und bedeutungslose dazu!«

»Mallarmé hat nicht viel Talent, aber ein brillanter Causeur ist er. Welch ein Jammer, daß ein so hochbegabter Mensch den Verstand verliert, sooft er die Feder in die Hand nimmt.« Sonderbare Krankheit, die sie nicht erklären konnten. Maeterlinck erschüttert, aber durch gar zu nüchterne Mittel, die der Bühne unwürdig sind. Seine Kunst ergreift auf die Art wie ein Kriminalfall. Schauderhaft! Außerdem ist sein Satzbau schändlich.

Sie kritisierten nun höchst geistvoll seine Kunst in Form einer Parodie, indem sie seinen Dialog in einer Konjugation abwandelten: »Ich habe gesagt, die Frau ist eingetreten.« »Du hast gesagt, daß die Frau eingetreten ist.« »Ihr habt gesagt, daß die Frau eingetreten ist.« »Weshalb hat man gesagt, daß die Frau eingetreten ist?«

Pécuchet wollte dieses kleine Stück der »Revue des deux mondes« einsenden, aber es war nach Bouvard klüger, es aufzuheben und in einem Salon à la mode zu verzapfen. Dann würden sie dort mit dem

ersten Anhieb entsprechend ihrem Rang gewürdigt. Es einer Zeitschrift zu überlassen, dazu sei später immer noch Zeit. Und die ersten Zeugen dieser Geistestat würden es gedruckt wiedererkennen und sich geschmeichelt fühlen, daß sie es zuerst hatten genießen dürfen.

Trotz seines Geistes schien ihnen Lemaître inkonsequent, respektlos, einerseits gar zu pedantisch, andererseits zu bürgerlich, er wandte zu oft die Palinodie an. Vor allem war sein Stil zu schlaff, als Entschuldigung kam in Betracht, daß es schwer war, zu festgesetzter Frist und so schnell nacheinander zu improvisieren. Was France betrifft, so schreibt er gut, denkt aber schlecht. Im Gegensatz zu ihm steht Bourget, der wohl Tiefe hat, aber das Geheimnis der Form nicht besitzt. Daß kein vollendetes, allseitiges Talent zu finden war, brachte sie zur Verzweiflung.

»Und doch kann es nicht besonders schwer sein, seine Gedanken klar auszudrücken. Aber die Klarheit genügt nicht, man bedarf der Anmut (mit Kraft gepaart), der Lebhaftigkeit, des Aufschwungs, der Logik.« Bouvard fügte noch die Ironie hinzu. Nach Pécuchet war sie nicht unentbehrlich, sie ermüde oft und lenke den Leser zu seinem Nachteil ab. Kurzum, alle Welt schreibt schlecht. Verantwortlich dafür war, nach Bouvard, das übertriebene Haschen nach Originalität, nach Pécuchet der Verfall der Sitten.

»Wir müssen den Mut haben, unsere Schlüsse der Welt zu verheimlichen«, sagte Bouvard, »wir würden als Lästermäuler gelten, würden jedermann erschrecken, niemandem gefallen. Wir wollen doch statt Unruhe lieber Trost bringen. Unsere Originalität wird uns ohnehin genug schaden. Also heißt es, sie verbergen. Man kann über andere Dinge reden als über Literatur.«

Infolgedessen sind wichtige Dinge an der Tagesordnung.

»Wie soll man grüßen? Mit dem ganzen Körper oder bloß mit dem Kopf? Schnell oder langsam – so wie man dasteht oder indem man die Hacken zusammenschlägt – indem man sich nähert oder indem man am Platze bleibt – indem man den unteren Teil des Rückens zurückzieht oder indem man ihn zum Angelpunkt macht?? Sollen die Hände am Körper herabfallen, sollen sie den Hut halten, sollen sie Handschuhe tragen?

Soll das Gesicht ernst bleiben oder lächeln während des Grußes? Aber wie nach dem beendeten Gruße seinen Ernst, seine Würde sofort wiedergewinnen?

Auch das Vorstellen ist eine Kunst.

Bei welchem Namen soll man beginnen? Soll man mit der Hand auf die vorzustellende Person hinweisen oder sich ruhig verhalten mit gleichgültiger Miene? Soll man auf dieselbe Art einen jungen Menschen und einen alten grüßen, einen Schlosser und einen Prinzen, einen Schauspieler und einen Akademiker? Das »Ja« tat den Gleichheitsgedanken Pécuchets wohl, beleidigte aber den gesunden Menschenverstand Bouvards.

Wie jedem seinen Titel und Rang geben?

Man sagt einem Baron: »Mein Herr«, ebenso einem Freiherrn, einem Grafen. Aber »Guten Tag, mein Herr Marquis« schien ihnen banal, »Guten Tag, Marquis« aber zu frei, in Anbetracht ihres Alters. Sie beschlossen schließlich zu sagen: »Fürst« und »Euer Durchlaucht«, obgleich der letztere Sprachgebrauch ihnen aufreizend erschien. Als sie an die Hoheiten kamen, gerieten sie in Verwirrung. Bouvard, geschmeichelt von seinen künftigen Beziehungen, erfand tausend Redensarten, in denen diese Anrede unter allen Formen wiederkam, er begleitete sie mit einem zarten lächelnden Erröten, beugte ein wenig sein Haupt und wiegte sich in den Hüften. Aber Pécuchet erklärte, er würde sich hier immer verlieren, würde sich verwickeln oder dem Fürsten ins Gesicht lachen und herausplatzen. Kurz, aus Scheu vor solchen Zwischenfällen verzichteten sie auf den Besuch in den Häusern des Faubourg Saint-Germain. Aber dieser kommt überall hin, nur von außen scheint er eine feste, abgeschlossene Burg ... Übrigens streut man den Titeln in der Hochfinanz noch mehr Weihrauch, und was die Adelsprädikate der Hochstapler betrifft, sind sie nicht zu zählen. Indessen hat man sich nach Pécuchet streng gegen die schwindelhaften Adelsnamen zu betragen und muß Gewicht darauf legen, ihnen das von auch nicht auf den Adressen der Briefe zu geben oder dann, wenn man mit ihren Dienstboten spricht. Bouvard aber war noch skeptischer, er sah darin nicht mehr als nur eine neue Manie, die genauso achtenswert

war wie die der alten Geschlechter. Übrigens existierte nach ihrer Ansicht der Adel nicht mehr, seit er seine Privilegien verloren hatte. Der Adel ist klerikal, reaktionär, liest kein Buch, amüsiert sich genau wie die Bourgeoisie. Sie fanden es absurd, dergleichen hoch zu achten. Man konnte mit dem Adel verkehren, da der Verkehr nicht die Verachtung ausschloß. Bouvard erklärte: Wenn sie wissen wollten, welche Gesellschaften man besuchen, in welche Vorstadt man einmal im Jahre schlendern wolle, wie sich ihre Gewohnheiten, ihre Laster gestalten würden, dann müsse man vorerst einen genauen Plan der Pariser Gesellschaft entwerfen. Diese begriff in sich nach seiner Ansicht den Faubourg Saint-Germain, die Finanz, die Hochstapler, die protestantische Gesellschaft, die Theater- und Künstlerkreise und die offizielle und wissenschaftliche Welt. Nach den Begriffen von Pécuchet verbarg der Faubourg hinter einer strengen Außenseite noch das lockere Leben des ancien régime. Jeder Adelige hat zahlreiche Geliebten, ferner eine Ordensschwester, die mit dem Klerus konspiriert. Die Aristokraten sind tapfer, haben Schulden, ruinieren und prügeln die Wucherer, sind unweigerlich Helden auf dem Gebiete der Ehre, sie herrschen durch ihre Eleganz, erfinden die neuen Moden, sind ausgezeichnete Söhne, herablassend zum Volk, hart gegen die Bankiers. Immer den Degen in der Hand, eine Frau hinter sich im Sattel, so träumen sie von der Wiederkehr der Monarchie, sind furchtbar faul, aber nie arrogant gegen anständige Menschen, sie treiben die Verräter in die Flucht, beleidigen die Feiglinge und Schwadronneure und verdienen sich durch eine gewisse ritterliche Art unsere nimmer zu erschütternde Sympathie.

Im Gegensatz hierzu erweckt die ansehnliche, zugeknöpfte Finanzwelt wohl unsere Achtung, aber auch unsere Abneigung. Selbst im tollsten Treiben eines Balles behält der Finanzmann seinen klaren Kopf. Einer seiner zahllosen Kommis erscheint stets, um ihm die letzten Kurse zu bringen, selbst um vier Uhr morgens. Seiner Frau verheimlicht er seine glücklichsten Spekulationen, seine schwersten Verluste. Man weiß nie, ist er ein Potentat oder ein Gauner. Er ist bald das eine, bald das andere, sagt aber nie voraus, was. Trotz seines riesigen Besitzes delogiert er ohne Gnade und Barmherzigkeit den kleinen Mieter, ohne ihm nur ein

Quartal zu stunden, es sei denn, daß er ihn zum Spion verwenden oder mit seiner Tochter ein Verhältnis beginnen will. Übrigens fährt er allezeit im Wagen, kleidet sich ohne Geschmack, trägt immer ein Augenglas.

Für die protestantische Gesellschaft empfanden sie nun keine besondere Hinneigung. Sie ist kalt, geziert, gibt nur ihren Armen, besteht ausschließlich aus Pastoren. Das Gotteshaus ähnelt zu sehr dem Wohnhaus, und das Wohnhaus ist trist wie das Gotteshaus. Hier ist immer ein Pastor zu Mittag eingeladen. Die Diener ermahnen ihre Herrschaften, zitieren Bibelverse. Die Protestanten scheuen die Fröhlichkeit, weil sie nichts verheimlichen wollen, und wenn sie mit Katholiken sprechen, lassen sie ihren ewigen Groll durchschimmern über die Zurücknahme des Ediktes von Nantes und über die Bartholomäusnacht.

Die Welt der Künstler ist auch aus einem Guß, aber ganz verschieden von der andern. Jeder Künstler ist ein Spaßvogel, übers Kreuz mit seiner Familie, trägt nie Zylinderhut, spricht sein eigenes Kauderwelsch. Sein Leben besteht darin, den Polizisten Streiche zu spielen, wenn sie ihn holen kommen, oder groteske Verkleidungen für den Maskenball ausfindig zu machen. Nichtsdestoweniger bringen sie oft Meisterwerke hervor, bei den meisten ist sogar der Mißbrauch von Weib und Wein die Ursache ihrer Inspiration, wenn nicht die Ursache ihres Genies. Sie schlafen am Tage, nachts gehen sie spazieren, arbeiten, niemand weiß wann, den Kopf haben sie stolz zurückgebogen, so lassen sie im Winde eine weiche Krawatte flattern, und zwischen den Fingern rollen sie unaufhörlich Zigaretten.

Die Welt des Theaters unterscheidet sich kaum von der letztgenannten. Man macht hier in keiner Weise von den Wohltaten des Familienlebens Gebrauch, man ist phantastisch und unerschöpfbar generös. Die Künstler sind wohl eitel und eifersüchtig, auch neidisch, aber sie erweisen einander doch unaufhörlich Gefälligkeiten, applaudieren, um dem andern zum Erfolg zu helfen, adoptieren Kinder von schwindsüchtigen oder unglücklichen Schauspielerinnen. Man schätzt sie in der Gesellschaft, obgleich sie infolge ihrer mangelhaften Erziehung oft frömmlerisch und abergläubisch sind. Die Mitglieder der Staatstheater nehmen einen eigenen Rang ein; durchaus würdig unserer

Verehrung, könnten sie ebensogut bei Tisch neben einem General sitzen oder vor einem Fürsten rangieren, sie tragen in ihrem Busen die Gefühle, deren Ausdruck die Meisterwerke unserer dramatischen Literatur auf den ersten Bühnen wiedergeben. Ihr Gedächtnis ist erstaunlich, ihre Haltung vollendet.

Nun zu den Juden! Ohne sie auf die Proskriptionsliste zu setzen (man muß liberal sein), war es den beiden unausdenkbar, sich mit Juden zusammenzufinden, denn diese hätten alle in ihrer Jugend Augengläser verkauft, nun hatten sie in Paris (mit einer Pietät allerdings, die man unparteiisch anerkennen mußte) ihre eigenen Gebräuche eingeführt, einen unverständlichen Wortschatz, ferner die rituellen Schächter. Alle hatten sie krumme Nasen, außerordentliche Klugheit, eine gemeine Seele, die sich nur nach dem Geldinteresse richtet. Im Gegensatz hierzu sind die Frauen schön, ein bißchen schlaff, aber auch der tiefsten Empfindungen fähig. Wie vielen Katholiken könnten sie zum Muster dienen! Warum konnte man sich von dem Vermögen der Juden nie eine Vorstellung machen, weshalb hielten sie es geheim? Im übrigen bildeten sie eine Art großer geheimer Gesellschaft, gleich den Freimaurern, den Jesuiten. Sie besaßen irgendwo im dunkeln unermeßliche Schätze, waren im Solde der nicht zu fassenden Feinde, nach einem Plane, der schreckensvoll war und mysteriös.

II

Melomanie

Zweirad und Malerei machten ihnen keinen Spaß mehr, so entschlossen sich Bouvard und Pécuchet, ernsthaft sich an die Musik zu machen. Pécuchet gab seine Stimme – als alter Freund der Tradition und der Ordnung und als treuer Anhänger der munteren Lieder – der heiteren Muse und dem »schwarzen Domino«, hingegen war Bouvard, immer revolutionär – man muß es sagen – »ein strammer Wagnerianer«. Um die Wahrheit zu gestehen, kannte er keine einzige Partitur des »Schreihals von Berlin«, wie ihn grauenhafterweise Pécuchet benamste, der stets Patriot und stets Ignorant war. Denn woher sollte er sie kennen? Hier in Frankreich war's unmöglich, das Konservatorium krepirt in der Routine, zwischen Colonne, der hohnlacht, und

Lamoureux, der buchstabiert – ebenso unmöglich auch in München, wo sich noch keine Tradition gebildet hat – noch auch in Bayreuth, das von den Snobs unerträglich verseucht ist. Ebenso ist es ein Unsinn, die Partitur auf dem Piano zu spielen, die Illusion der Szene ist unerlässlich, ebenso das versenkte Orchester und die völlige Verdunklung des Saales. Immerhin blieb, um alle Besucher niederzuschmettern, das Vorspiel zu »Parsival« stets geöffnet auf dem Klavierpulte, zwischen den Photographien des Federhalters von César Franck hier und der Photographie von Botticellis »Frühling« dort.

In der Partitur der »Walküre« war »Winterstürme wichen dem Wonnemond« sorgfältig ausgerissen. In dem Verzeichnis der Wagneroperen waren auf der ersten Seite »Lohengrin« und »Tannhäuser« mit empörtem Schwung mittels eines roten Stiftes ausgestrichen. »Rienzi« allein fand von allen Jugendoperen Gnade. Es zu leugnen, sei doch banal, die Entscheidungsstunde sei gekommen – versuchte listig Bouvard –, die Stunde, eine neue, gegenteilige Ansicht zu inauguriere. Gounod war direkt lächerlich, Verdi war zum Schreien. Weniger freilich als Erik Satie, wer wagt es zu leugnen? Indessen erscheint doch Beethoven beachtlich in der Art eines Messias. Selbst ein Bouvard konnte, ohne sich zu demütigen, in Bach einen Vorläufer grüßen. Saint-Saëns ist ein Windhund, Massenet formlos – so wiederholte er unaufhörlich gegen Pécuchet, in dessen Augen wiederum Massenet ein Windhund und Saint-Saëns ohne Form war.

»Die Sache ist so, daß der eine uns belehrt, der andere uns bezaubert, ohne uns emporzuheben«, darauf bestand Pécuchet. Für Bouvard waren beide tadelnswert in gleicher Weise. Massenet hatte einige Ideen aufgegriffen, zwar waren sie banal, und auch Ideen hatten ihre Zeit, Saint-Saëns hingegen besaß einigermaßen Stil, wenn auch veralteten. Über Gaston Lemaire waren sie nicht ganz im klaren, aber es kam die Zeit, da sie wortreich Chausson und Chaminade einander gegenüberstellten. Übrigens war es Pécuchet, trotz seiner ästhetischen Bedenken und aus vollem Herzen (jeder Franzose ist ritterlich und gibt den Frauen immer den Vortritt) – mit einem Wort, beide gaben aus Galanterie der Dame Chaminade den ersten Platz unter den Tageskomponisten.

Es war in Bouvard noch mehr das demokratische als das musikalische Element, das ihn hieß, die Musik des Charles Levadé auf die Proskriptionsliste zu setzen, denn war es nicht gleichbedeutend mit einer Reaktion gegen jeden Fortschritt, wenn man sich an Verse der Frau von Girardin klammerte, jetzt im Zeitalter des Dampfes, des allgemeinen Wahlrechtes und des Fahrrades? Übrigens hielt Bouvard an seiner Theorie der »Kunst für die Kunst« fest, er war für das Spiel ohne Nuancen, für den Gesang ohne Schwebungen, weiterhin erklärte er, er könne Levadé nicht singen hören, er sei ihm zu sehr Typus Musketier, zu sehr Spaßmacher, und seine Eleganz sei zu billig im Sinne einer veralteten Sentimentalität.

Aber der eigentliche Zankapfel war Reynaldo Hahn. Dessen Intimität mit Massenet trug ihm unaufhörlich die bittersten Sarkasmen von Seiten Bouvards ein und machte ihn eben dadurch zum leidenschaftlichst erwählten Objekt von Pécuchets Liebe, außerdem hatte er die Eigenschaft, durch seine Vorliebe für Verlaine (die übrigens Bouvard teilte) jenen maßlos zu reizen. »Vertonen Sie Jacques Normand, Sully Prudhomme, den Grafen Borelli! Gott sei Dank, im Land der Troubadoure fehlt es an Dichtern nicht!« fügte der Patriot hinzu. So schwankte Pécuchet zwischen dem deutschen Klange des Wortes Hahn und dem mittelländisch romanischen Klange des Reynaldo. Er wollte ihn hören, mehr aus Haß gegen Wagner, als um ihn zugunsten Verdis freizusprechen, und so schloß er streng, gegen Bouvard gewendet: »Trotz der Bemühungen aller dieser feinen Herren ist unser schönes Frankreich ein Land der Klarheit, die französische Musik wird klar sein oder zugrunde gehen«, und dabei hieb er aus Leibeskräften auf den Tisch.

»Was habt ihr mit den Exzentriks jenseits des Ärmelkanals, was mit den Nebelgeistern jenseits des Rheins zu schaffen? Hört endlich einmal auf, über die Vogesen zu schießen«, fügte er hinzu und sah Bouvard mit ernster Festigkeit und voller Anspielungen an. »Ausgenommen immer die Verteidigung der heimischen Scholle. Mag die ›Walküre‹ in Deutschland gefallen, ich bezweifle es, für französische Ohren bleibt sie die höllischste aller Martern, die scheußlichste Kakophonie! Bitte nicht zu vergessen, die tiefste Demütigung für unsern nationalen Stolz.

Kann man sich eine Oper vorstellen, in der in so abstoßendem Maße die grauenhaftesten Dissonanzen sich mit der empörendsten Blutschande paaren? Ihre Musik, mein Herr, ist voll von Ungeheuern, und man weiß nichts anderes, als neue zu erfinden. In der Natur, die doch sonst die Mutterquelle aller Einfachheit ist, gefällt euch allein das Grausige. Schreibt nicht Herr Delafosse Musik auf die Fledermäuse, worin die Extravaganz des Komponisten die alte Reputation des Pianisten schädigen wird? Weshalb hat er nicht ein nettes Vögelchen ausgewählt? Melodien auf die Spatzen wären wenigstens pariserisch gewesen. Die Schwalbe verfügt über Leichtigkeit und Anmut, und die Lerche ist etwas so spezifisch Französisches, daß sie Cäsar (angeblich) in gebratenem Zustande an die Helme seiner Soldaten heften ließ. Aber Fledermäuse!!! Den Franzosen wird stets nur Offenheit und Klarheit ergreifen, immer wird er dieses nachtliebende Tier verabscheuen. In den Versen des Herrn von Montesquieu mag's noch hingehen, als die Laune eines blasierten großen Herrn, das kann auch der Strengste ihm nicht verbieten, aber in der Musik!! Wann kommt das Requiem der Känguruhs?« Diesen guten Witz belachte Bouvard. »Gestehen Sie, ich habe Sie zum Lachen gebracht«, sagte Pécuchet (ohne Geckenhaftigkeit, denn das Selbstbewußtsein geistvoller Leute ist zu verzeihen), »schlagen Sie ein, Sie müssen die Waffen strecken!«

Trauriger Landaufenthalt der Madame de Breyves

*»An welcher Liebe, Ariadne, meine Schwester,
verblutest Du Dich – doch an dem Gestade, wo man
Dich verlassen hat?«*

I

Françoise de Breyves schwankte an diesem Abend lange, ob sie zu der Soiree der Prinzessin Elisabeth von A. oder in die Oper oder in die Komödie von Livray gehen sollte.

Sie weilte bei Freunden zum Diner, man war schon seit einer Stunde vom Tisch aufgestanden, und sie mußte einen Entschluß fassen.

Ihre Freundin Geneviève, die mit ihr heimkehren sollte, bestand auf die Soiree bei Madame von A., während Frau von Breyves, ohne genau zu wissen warum, einen der beiden anderen Vorschläge vorgezogen hätte, oder selbst einen dritten, nämlich den, nach Hause zurückzukehren und schlafen zu gehen. Als man ihren Wagen meldete, hatte sie noch keinen Entschluß gefaßt.

»Wirklich«, sagte Geneviève, »du bist gar nicht nett; ich glaube, daß Reszke singen wird, und das würde mir Spaß machen. Man könnte meinen, es sei ein folgenschwerer Entschluß für dich, zu Elisabeth zu gehen. Übrigens will ich dir sagen, daß du in diesem Jahr noch bei keiner von ihren großen Gesellschaften warst, und das ist angesichts eurer vertrauten Beziehungen gar nicht lieb von dir.«

Françoise war nach dem Tode ihres Mannes mit zwanzig Jahren Witwe geworden – es war vier Jahre her –, und nun war sie unzertrennlich von ihrer Geneviève und liebte es sehr, ihr eine Freude zu bereiten. Nun widerstand sie nicht länger ihrer Bitte, nahm von den Gastgebern, von den anderen Gästen Abschied, die untröstlich waren, die Gesellschaft einer der begehrtesten Frauen von Paris so wenig genossen zu haben, und sagte zu ihrem Leibjäger:

»Zur Prinzessin von A.«

II

Die Soiree bei der Prinzessin war sehr langweilig. Plötzlich richtete Madame de Breyves an Geneviève die Frage:

»Wer ist denn der junge Mann, der dich zum Büfett geführt hat?«

»Es ist Herr von Laléande, den ich übrigens gar nicht näher kenne. Willst du, daß ich ihn dir vorstelle? Er hat mich darum gebeten, ich habe nur so obenhin geantwortet, denn er ist äußerst unbedeutend und langweilig, und da er dich sehr hübsch findet, würde er sich wie eine Klette an dich heften.«

»Nein, das gibt es nicht!« sagte Françoise. »Er ist übrigens nicht gerade der Schönste, recht banal, trotz seiner wirklich schönen Augen.«

»Du hast recht«, sagte Geneviève. »Und dann wirst du ihm oft begegnen, und es könnte dir lästig werden, wenn du mit ihm bekannt wärest.« Sie fügte scherzend hinzu: »Wenn du also jetzt seine nähere Bekanntschaft ablehnst, verlierst du eine fabelhafte Gelegenheit.«

»Ja, eine fabelhafte Gelegenheit«, sagte Françoise und dachte bereits an etwas anderes.

»Übrigens, trotz alledem«, sagte Geneviève, die es zweifellos schon bereute, eine so ungetreue Botin gewesen zu sein und ohne Notwendigkeit den jungen Mann eines Vergnügens beraubt zu haben, »es ist eine der letzten Soireen der Saison, es ist weiter keine große Angelegenheit, ihn kennenzulernen, und es wäre sogar liebenswürdiger.«

»Einverstanden, wenn er hier vorbeikommt.«

Er kam nicht vorbei. Er stand am anderen Ende des Salons ihnen gerade gegenüber.

»Wir müssen gehen«, sagte Geneviève bald.

»Noch einen Augenblick«, sagte Françoise.

Und aus Laune, vor allem aus Koketterie gegen diesen jungen Mann, der sie wirklich sehr hübsch finden mußte, begann sie, ihren Blick ein wenig länger auf ihn zu heften, dann blickte sie fort und sah ihn von neuem an.

In diesem Blick legte sie mit Absicht, sie wußte nicht warum, viel Zärtlichkeit, grundlos oder rein zum Vergnügen, aus dem Vergnügen heraus, wohlzutun, oder ein wenig aus Stolz und ein wenig deshalb, weil es unnütz war, so wie es Leuten Spaß macht, ihren Namen in einen Baum zu schnitzen, damit ihn ein Spaziergänger erblicke, den sie nie sehen werden, oder einfach so, wie man eine Flasche ins Meer wirft. Die Zeit verging, es war bereits spät. Herr von Laléande wandte seine Schritte zur Tür, die offen blieb, nachdem er gegangen war, und Madame de Breyves sah, wie er im Vorraum seinen Garderobenschein vorwies.

»Du hast recht, es ist Zeit, zu gehen«, sagte sie zu Geneviève.

Sie erhoben sich. Aber durch einen Zufall hatte ein Freund irgend etwas ihrer Geneviève zu sagen, nun sah sich Françoise allein in der Garderobe. Anwesend war bloß Herr von Laléande, der seinen Stock nicht finden konnte. Françoise belustigte es noch ein letztes Mal, ihn anzusehen. Er kam an ihr vorbei, streifte zart ihren Ellenbogen mit dem seinen und flüsterte, als er ihr ganz nahe war, während er tat, als ob er weitersuchte, und seine Augen glänzten:

»Kommen Sie zu mir, Rue Royale 5.«

Sie war so wenig darauf vorbereitet, und andererseits schien Herr von Laléande jetzt so vertieft in das Suchen seines Stockes, daß sie in der Folgezeit niemals ganz genau wußte, ob das nicht eine Halluzination gewesen war. Vor allem empfand sie eine außerordentliche Angst. In diesem Augenblick kam der Fürst von A. vorbei, sie rief ihn zu sich, wollte eine Verabredung mit ihm treffen, am nächsten Tag einen Spaziergang mit ihm zu unternehmen, und schwätzte ohne Unterlaß. Während dieser Konversation hatte sich Herr von Laléande entfernt. Geneviève erschien unmittelbar darauf, und die beiden Freundinnen gingen. Madame de Breyves erzählte nichts, sie blieb verletzt und geschmeichelt, aber nicht eigentlich sehr ergriffen. In den nächsten zwei Tagen dachte sie hin und wieder daran zurück, schließlich zweifelte sie an der Wirklichkeit der Worte des Herrn von Laléande, und sie versuchte sich alles ins Gedächtnis zurückzurufen, konnte es eigentlich nicht, glaubte, sie hätte die Worte nur wie im Traum gehört, und die

Berührung ihres Ellenbogens sei nur zufälliges Ungeschick gewesen. Weiterhin dachte sie nicht spontan an Herrn von Laléande, und wenn sie zufällig seinen Namen nennen hörte, mußte sie sich eilig seiner Züge entsinnen und hatte ganz und gar diese Halluzination mit Fragezeichen in der Garderobe vergessen.

Sie sah ihn wieder in der letzten Soiree dieses Jahres, es war Ende Juni, sie wagte nicht darum zu bitten, man möge ihn ihr vorstellen, und doch, obwohl sie ihn fast häßlich fand und wußte, er sei alles eher als intelligent, hätte sie ihn ganz gern kennengelernt. Sie kam zu Geneviève und sagte ihr:

»Du kannst mir trotz allem Herrn von Laléande vorstellen. Ich möchte nicht unhöflich erscheinen. Aber sage nicht, daß ich darum gebeten habe. Das würde mich zu sehr verpflichten.«

»Sofort, wenn wir ihn zu Gesicht bekommen, er ist augenblicklich nicht hier.«

»Nun gut, suche ihn.«

»Er ist vielleicht schon fort.«

»Aber nein«, sagte sehr schnell Françoise, »er kann doch nicht fort sein, es ist noch früh. Ach, schon Mitternacht! Sieh mal, meine kleine Geneviève, das ist ja doch nicht schwierig. An dem Abend damals, da wolltest du. Heute bitte ich dich, es ist wichtig für mich.«

Geneviève betrachtete sie leicht erstaunt und ging auf die Suche nach Herrn von Laléande. Er war fort.

»Du siehst, ich hatte recht«, sagte Geneviève, als sie zu Françoise zurückkam.

»Ich langweile mich hier zu Tode«, sagte Françoise, »ich habe Kopfschmerzen, ich bitte dich, laß uns sofort gehen.«

III

Françoise versäumte kein einziges Mal mehr die Oper, sie nahm mit einer geheimen Hoffnung alle Einladungen zu Dinern an. Vierzehn Tage vergingen so, sie hatte Herrn von Laléande nicht wiedergesehen, oft erwachte sie nachts und dachte an die Möglichkeiten, ihn wieder zu

treffen. Sie mochte sich immerhin wiederholen, er sei langweilig und nicht der Schönste, sie blieb doch mehr von ihm eingenommen als von allen Menschen, wenn sie noch so geistvoll und bezaubernd waren. Die Saison näherte sich ihrem Ende, es konnte sich keine Gelegenheit mehr bieten, ihn wiederzusehen, so war sie denn entschlossen, eine solche Gelegenheit zu schaffen, und suchte nur nach einem Wege.

Eines Abends sagte sie zu Geneviève:

»Hast du mir nicht einmal erzählt, daß du einen Herrn von Laléande kennst?«

»Jacques de Laléande? Ja und nein, er ist mir vorgestellt worden, hat aber nie Karten bei mir abgegeben, und ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm.«

»Nun will ich dir sagen, ich habe ein kleines Interesse, sogar ein nicht ganz kleines, und zwar aus Gründen, die nicht mich persönlich betreffen, und man wird es mir sicher nicht erlauben, dich vor Monatsfrist in diese Einzelheiten einzuweißen« (in diesem Zeitraum wollte sie mit ihm über eine Ausrede einig werden, um sich nicht zu verraten, und es bezauberte sie dieser Gedanke, mit ihm durch ein Geheimnis verbunden zu sein), »ein Interesse, seine Bekanntschaft zu machen und mich mit ihm zu treffen. Ich bitte dich, versuche, mir einen Weg zu bahnen, denn die Saison ist zu Ende, und ich sehe sonst keine Möglichkeit, mir ihn vorstellen zu lassen.«

Es gibt strenge Bräuche der Freundschaft, die sehr läuternd wirken, wenn sie aufrichtig eingehalten werden. Sie schützten in diesem Falle Geneviève ebenso wie Françoise vor der niedrigen Neugier, welche der Mehrzahl der Menschen ein scheußliches Vergnügen bereitet. So hatte denn Geneviève nicht einen einzigen Augenblick den Wunsch noch überhaupt einen Gedanken, ihre Freundin auszufragen. Sie machte sich mit ihrem ganzen Herzen an das Suchen, ihr einziger Schmerz war, nicht zu finden.

»Es trifft sich so schlecht, daß Frau von A. verreist ist. Wir hätten da noch Herrn von Grumello, aber nach alledem, was soll uns das nützen, was soll man ihm sagen? Ach, ich habe eine Idee! Herr von Laléande spielt Cello, schlecht genug, aber er spielt es. Herr von Grumello

bewundert ihn, und dann ist er solch ein Dummkopf und wird froh sein, dir eine Freude zu bereiten. Die einzige Schwierigkeit ist die, daß du ihn dir bis jetzt immer vom Leibe gehalten hast und daß du nicht gern Leute von dir stößt, wenn du Dienste von ihnen genossen hast, die Schwierigkeit ist die, daß du dich nicht gern dazu verpflichten wirst, ihn im nächsten Jahre einzuladen.«

Aber schon rief Françoise rot vor Freude aus:

»Das ist mir ja ganz gleich. Wenn es sein muß, lade ich alle zweifelhaften Existenzen von Paris ein. Ach ja, mach schnell, meine kleine Geneviève! Du bist wirklich nett!«

Geneviève schrieb:

»Mein sehr verehrter Herr,

Sie wissen, wie gern ich jede Gelegenheit ergreife, meiner Freundin, Françoise von Breyves, ein Vergnügen zu bereiten. Sie kennen sie sicher bereits aus der Gesellschaft. Sie hat mir des öfteren, wenn wir von Violoncello sprachen, ihr Bedauern ausgedrückt, nie Herrn von Laléande gehört zu haben, der als Ihr guter Freund gilt. Möchten Sie ihn dahin bringen, daß er einmal für sie und für mich spielt? Jetzt, da man sich freier bewegt, macht ihm das sicher nicht viel Mühe. Es wäre wirklich reizend von Ihnen. In herzlichstem Gedenken
Ihre Alériouvre Buivres.«

»Tragen Sie diesen Brief sofort zu Herrn von Grumello«, sagte Françoise zu einem Diener, »warten Sie nicht auf Antwort, aber sehen Sie zu, daß er vor Ihren Augen übergeben wird.«

Am nächsten Tag ließ Geneviève Frau de Breyves folgende Antwort des Herrn von Grumello bringen:

»Sehr verehrte gnädige Frau,

es hätte mir mehr Vergnügen, als Sie sich denken können, bereitet, Ihnen und Frau von Breyves, die ich ein wenig kenne und für die ich die lebhafteste und ergebenste Sympathie empfinde, einen Wunsch zu erfüllen. Nun bin ich ganz verzweifelt, daß ein unglücklicher Zufall Herrn de Laleande gerade vor zwei Tagen nach Biarritz verreisen ließ, wo er, leider, auch mehrere Monate verbringen wird.

Nehmen Sie, gnädige Frau, usw. usw.
Grumello«

Françoise stürzte sich tief erblaßt zur Tür, um sie zu versperren, und es war höchste Zeit. Schon brach sich hemmungsloses Schluchzen wie eine Woge an ihren Lippen, und die Tränen flossen. Bis dahin hatte sie sich ganz ihrer Phantasie hingegeben, um sich einen Roman des Wiedersehens und Sichkennenlernens zu erfinden, sie hatte so fest darauf gebaut, diesen Roman zu verwirklichen, sobald sie nur wollte. Sie hatte ihr ganzes Leben aus dieser Begierde und aus dieser Hoffnung gesogen, vielleicht ohne sich Rechenschaft darüber zu geben; aber durch tausend unbeschreiblich feine Würzelchen, die bis in ihre unbewußten Augenblicke Glück oder Melancholie geträufelt hatten, war neuer Saft in ihre Adern gedrungen. Noch wußte sie nicht, woher diese Begierde kam; aber schon hatte sie feste Wurzel in ihr gefaßt. War es denn jetzt möglich, sie herauszureißen und alles wieder in den Abgrund des Unmöglichen zurückzuschleudern? Sie fühlte sich zerrissen und zerpfückt. Alles in ihr machte sie schrecklich leiden, alles war mit einem Male entwurzelt. Im hellsten Licht stand ihre Hoffnung plötzlich da als eitel Trug. Und an der Tiefe ihres Kummers erkannte sie die Wirklichkeit ihrer Liebe.

IV

Françoise zog sich mit jedem Tag mehr und mehr von allen Freuden des Lebens zurück. Sie konnte auch den stärksten Freuden, die sie sonst im innigen Verein mit ihrer Mutter oder mit Geneviève ausgekostet hatte, den Entzückungen ihrer musikalischen Stunden, ihrer Spaziergänge, ihrer Lektüre nur noch ein Herz darbieten, das von eifersüchtigem Kummer erfüllt war und nie mehr frei wurde. Unermeßliches Leid kam ihr aus der Unmöglichkeit, nach Biarritz zu gehen; aber wäre das auch möglich gewesen, so war sie doch felsenfest entschlossen, es nicht zu tun und sich nicht durch einen unsinnigen Schritt das ganze Prestige zu nehmen, das sie sonst in den Augen des Herrn von Laléande haben konnte. Sie war ein armes kleines Opfer der Qual, ohne daß sie wußte warum. Sie schauerte bei dem Gedanken, dieses Übel könne vielleicht noch Monate dauern, bevor das Heilmittel kam – und bis dahin keine Stunde ruhigen Schlafes und freier, aufgelöster Träumerei. Es

beunruhigte sie, nicht zu wissen, ob er nicht doch früher nach Paris zurückkehrte, ohne daß sie es erfuhr. Die, Furcht, ein zweites Mal das Glück aus so großer Nähe zu verpassen, machte sie tollkühn; sie sandte einen Diener zum Concierge des Herrn von Laléande, um sich zu erkundigen. Er wußte nichts. Nun begriff sie, es sollte noch lange kein Hoffnungssegel auf dem glatten Horizont dieses kummervollen Meeres erscheinen, das Meer sollte sich ins Unbegrenzte erweitern (und nach diesem grenzenlosen Horizont schien ihr die Welt völlig zu Ende zu sein); aber sie fühlte dann nur noch heißer die Lust in sich zu tollen Unternehmungen. Sie wußte selbst nicht, zu welchen, vielleicht, ihm zu schreiben? Sie wurde ihr eigener Arzt und gestattete sich zur Beruhigung den Versuch, ihn wissen zu lassen, daß sie ihn hatte sehen wollen. Sie schrieb folgendes an Grumello:

»Sehr verehrter Herr,

Madame de Buivres macht mir Mitteilung von Ihrem freundlichen Gedenken. Ich bin ganz gerührt und dankbar! Nur ein Umstand macht mich unruhig: ob mich Herr von Laléande nicht indiskret gefunden hat? Wenn Sie es nicht wissen, fragen Sie ihn danach und antworten Sie mir, sobald Sie es wissen, ganz aufrichtig. Ich bin sehr gespannt darauf, und Sie machen mir eine Freude. Nochmals Dank, mein Herr. Mit der Versicherung meiner freundschaftlichen Gesinnung
Voragynes Breyves.«

Eine Stunde später brachte ihr ein Diener folgenden Brief:

»Beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, Herr von Laléande hat nicht gewußt, daß Sie ihn hören wollten. Ich habe ihn dieser Tage gefragt, ob er zu mir kommen könnte, um zu spielen, habe ihm aber nicht gesagt, auf wen diese Bitte zurückging. Er hat mir aus Biarritz geantwortet, er käme nicht vor Januar wieder. Danken Sie mir bitte nicht. Ich kenne keine größere Freude als die, Ihnen eine zu bereiten, usw.
Grumello.«

Es war nichts mehr zu machen. Sie tat auch nichts weiter, verdüsterte sich nur mehr und mehr. Dann litt sie unter Gewissensbissen, weil sie sich selbst und ihrer Mutter so grundlos das Leben schwermachte. Sie wollte einige Tage auf ihrem Gute bleiben und reiste dann nach Trouville ab. Hier hörte sie viel von den eleganten Ambitionen des Herrn von

Laléande reden, und als ein Fürst sie ganz harmlos fragte: »Was könnte ich tun, um Ihnen eine Freude zu machen?« da wurde sie beinahe fröhlich, indem sie sich seine Verblüffung vorstellte, wenn sie ihm aufrichtig hätte antworten wollen. Sie sammelte die ganze sinnverwirrende Bitterkeit, um sie besser auszukosten, die Bitterkeit, die in der Ironie dieses Gegensatzes enthalten war: auf der einen Seite all die großen, schweren Anstrengungen, die man stets gemacht hatte, um ihr zu gefallen, und auf der andern Seite diese kinderleichte und dabei doch unmögliche Kleinigkeit, die ihr die Ruhe, ihr Glück und das Glück der Ihrigen hätte wiedergeben können. Wenn sie sich einmal ein wenig wohl fühlte, so war es nur im Kreise ihrer Dienstboten, die ihr eine unbegrenzte Ehrerbietung entgegenbrachten, die ihr dienten, ohne eine Bemerkung zu wagen, denn sie fühlten, wie traurig sie war. Ihr verehrendes und kummervolles Schweigen sprach ihr von Herrn von Laléande, sie hörte es mit Wollust, sie ließ sehr langsam das Déjeuner auftragen, um den Augenblick hinauszuzögern, da ihre Freundinnen kamen und sie sich unter ihnen bewegen mußte, denn sie wollte möglichst lange auf ihrer Zunge den Geschmack der bittersüßen Traurigkeit ihrer Umgebung behalten, deren Ursache er war. Es wäre ihr lieb gewesen, noch andere Wesen von ihm beherrscht zu wissen, es hätte sie erleichtert, zu fühlen, wie das, was ihr Herz ganz ausfüllte, auch ein wenig Raum außerhalb dieses Herzens faßte. Warum hatte sie nicht kraftvolle Naturen zu ihren Füßen, die an demselben Übel wie sie selbst dahinsiechten? In manchen Augenblicken der letzten Verzweiflung wollte sie ihm schreiben oder ihm schreiben lassen, sich entwürdigten, »es ging ihr nichts darüber«, und doch war es besser, besser gerade im Interesse ihrer Liebe, ihre stolze Stellung in der großen Welt zu wahren, denn diese Stellung konnte ihr eines Tages Autorität über ihn verschaffen, wenn dieser Tag überhaupt kam. Und wenn eine kurze Intimität mit ihm den Zauber zerriß, den er über sie geübt hatte – (sie wollte und konnte es nicht glauben noch auch es sich in der Phantasie einen Augenblick lang vorstellen; aber ihre nur zu scharfsichtige Klugheit nahm diese grausame Schicksalsfügung wahr, trotz aller Verdunkelungsversuche ihres Herzens) – dann mußte sie ohne den geringsten Halt auf Erden zurückbleiben – nachher. Und selbst, wenn einmal eine andere Liebe noch auf diesem Boden wuchs,

sollte sie dann auch die letzte Hilfsquelle verloren haben, die ihr wenigstens noch heute zur Verfügung stand, die gesellschaftliche Macht, die ihr bei einer Rückkehr nach Paris ein vertrautes Zusammensein mit Herrn von Laléande leicht ermöglichen konnte? Sie versuchte, ihre eigenen Empfindungen von sich zu scheiden und sie anzusehen wie einen fremden Gegenstand, den man prüft, und sagte zu sich: »Ich weiß, daß er mittelmäßig ist, und wußte es immer. Das ist mein Urteil über ihn, und es gibt keine andere Möglichkeit. Wohl ist seitdem alles ins Kreisen geraten, aber nichts kann dieses Urteil trüben, Mag es wenig sein, so ist es doch nur dies Wenige, wofür ich lebe. Ich lebe für Jacques de Laléande.« Kaum hatte sie seinen Namen ausgesprochen, als sie, durch eine diesmal unbewußte Gedankenverbindung und ohne Analyse, ihn vor sich sah, und in ihrem Innern empfand sie so viel Glück und so viel Leid, daß ihr bewußt wurde, daß die Kleinheit seiner Persönlichkeit kaum etwas ausmachte. Denn er war es, der die Saiten des Leids und der tiefsten Freude in ihr tönen ließ, während alles andere stumm war. Und mochte sie immer noch denken, daß bei näherem Sichkennenlernen all dies verblässen mußte, so gab sie doch dieser Luftspiegelung die ganze Wirklichkeit ihres Schmerzes und ihrer Wollust. Eine musikalische Folge aus den »Meistersingern«, die sie in der Soirée bei der Prinzessin von A. gehört hatte, besaß die eigene Kraft, ihr Herrn von Laléande mit der höchsten Deutlichkeit hervorzuzaubern (»Dem Vogel, der heut sang, dem war der Schnabel hold gewachsen«). Ohne es zu wollen, hatte sie daraus ein richtiges Leitmotiv für Herrn von Laléande gemacht, und als sie es einmal in Trouville im Konzert hörte, brach sie in Tränen aus. Von Zeit zu Zeit, nicht allzu oft, um sich nicht abzustumpfen, schloß sie sich in ihr Zimmer ein, wohin sie sich das Klavier hatte bringen lassen, sie begann diese Melodie zu spielen, schloß die Augen, um ihn besser zu sehen – das war der einzige Rausch der Freude, dem ein entzaubertes Ende folgen mußte, das Opium, ohne das sie nicht leben konnte. Manchmal hielt sie mitten im Spielen inne, um zuzuhören, wie ihr Leid dahinfloß, so wie man sich niederbeugt, um die zarte, nie verlöschende Klage einer Quelle zu belauschen, und sie sah die grausame Wahl vor sich: hier ihre künftige Schande und infolgedessen die Verzweiflung der Ihren, dort (wenn sie nicht nachgab) ihre ewige Traurigkeit. Sie verfluchte sich, allzu klug in ihrer Liebe Freud'

und Leid gemischt zu haben, so daß sie sich von ihr weder wie von einem unerträglichen Gifte befreien noch auch in ihr Heilung finden konnte. Sie verfluchte vor allem ihre Augen, aber vielleicht noch mehr ihren abscheulichen Hang zur Koketterie und zur Neugier, der sie dazu gebracht hatte, diese Augen wie Blumen als Versuchungen vor diesem jungen Manne zu entfalten – nur dieser Hang hatte sie den Blicken des Herrn von Laléande ausgesetzt, die gleich Pfeilen treffsicher waren und deren unbesiegbarer Süße man viel schwerer widerstehen konnte als den Injektionen von Morphium. Sie verfluchte auch ihre Einbildungskraft, denn diese Einbildungskraft hatte die Liebe so zärtlich genährt, daß sich Françoise manchmal fragte, ob nicht bloß diese Einbildungskraft die Mutter dieser Liebe sei, die ihrerseits die Mutter quälte und sie tyrannisierte. Sie verfluchte auch ihre Feinheit, die sich so erfindungsreich, so gut und so schlecht tausend Romane ausgedacht hatte, um ihn wiederzusehen, und was hatte sie mehr an den Heros gefesselt als die immer wiederkehrende Enttäuschung des ewigen Nein? Und sie verfluchte ihre Güte und die Zärtlichkeit ihres Herzens, die, wenn sie sich einmal hingab, die Wonnen einer sträflichen Liebe mit Scham und mit Gewissensbissen vergiften mußten – und sie verfluchte ihren ungestümen Herrscherwillen, der so tollkühn sich aufbäumte, um Hindernisse zu überspringen, wenn ihre Begierde sie an die Grenze des Unmöglichen geführt hatte, der aber so schwach, so weich, so gebrochen war, nicht allein, wenn es hieß: »Du darfst nicht gehorchen«, sondern auch dann, wenn ein andres Gefühl die Zügel ergreifen wollte. Sie verfluchte endlich auch ihre Denkkraft unter allen ihren göttlichen Verkleidungen, diese höchste Gabe, die sie empfangen hatte und der sie (da man ihren echten Namen nicht weiß) alle Namen gegeben hatte als da sind: die Intuition des Dichters, die Ekstase des Gläubigen, das tiefe Gefühl der Natur und der Musik – denn dieses Denken war es gewesen, das vor ihre Liebe Gipfel gesetzt hatte und unbegrenzte Horizonte, dieser Verstand hatte ihre Liebe in das übernatürliche Licht seines Zaubers getaucht und hatte zum Entgelt, dieser Liebe ein wenig von seinem Eigentum geliehen, ihr Denken hatte Anteil an dieser Liebe genommen und sich solidarisch, mit ihr erklärt; sein allerreinstes und sein tief innerstes Leben hatte es mit dieser Liebe vereinigt. Dieses Denken hatte der Liebe, wie man einen Kirchenschatz einer Madonna

weiht, alle die kostbaren Kleinode ihres Empfindens und Fühlens hingegeben. Sie hörte ihr Herz klagen in den Abendgesellschaften und auf dem Meere, dessen Melancholie die Schwester ihres Schmerzes wurde, des Schmerzes darüber, daß sie ihn nicht einmal hatte sehen können; sie verfluchte dieses unbeschreibbare Gefühl des Geheimnisvollen aller Dinge, wohin unser Geist sich stürzt, in ein Strahlengewitter der Schönheit, gleich der Sonne, die im Meere untersinkt. Denn dies Gefühl des Geheimnisvollen hatte ihre Liebe vertieft und der Wirklichkeit entrückt, ausgebreitet, grenzenlos gemacht – und doch hatte es ihr keine von den tausend Qualen erspart, denn (so sagt Baudelaire, wenn er von den Spätnachmittagen im Herbste spricht) »es gibt Empfindungen, deren Weite ihre brennende Intensität nicht ausschließt, und es gibt auf der ganzen Welt keine schärfere Spitze als die des Grenzenlosen«.

V

*Und so verzehrte er sich vom grauenden
Morgen an auf dem Algengestrüpp
des Gestades, denn er bewahrte im
Grunde des Herzens wie einen Pfeil in
der Leber die brennende Wunde der
großen Kypris.*

Theokrit: Der Zyklop

Ich habe in Trouville Madame de Breyves wiedergetroffen, die ich einst als glückliche Frau gekannt habe. Nichts kann sie heilen. Wenn sie Herrn von Laléande wegen seiner Schönheit oder wegen seines Geistes liebte, könnte man immer noch, um sie zu zerstreuen, einen geistreicheren oder schöneren Menschen suchen. Wäre es seine Güte oder seine Liebe zu ihr, die sie an ihn kettete, da könnte ein anderer versuchen, sie mit höherer Treue zu lieben. Aber Herr von Laléande ist weder schön noch klug, er hat nie Gelegenheit gehabt, ihr zu beweisen, ob er zärtlich sei oder hart, flatterhaft oder treu. So ist er es denn, den sie liebt, nicht seine Verdienste oder seine bezaubernden Eigenschaften, die man in ebenso hohem Grade auch bei andern finden könnte. Er ist es, den sie liebt – seiner Unvollkommenheit, seiner Mittelmäßigkeit zum Trotz. Ihre

Bestimmung ist es, ihn zu lieben trotz allem. Dieses »ER«, war es ihr klar bewußt? Wußte sie, daß nur er einen solchen Zauber von Verzweiflung und von Glückseligkeit auszustrahlen die Kraft hatte, so überwältigend, daß ihr ganzes übriges Leben und die anderen Dinge dieser Welt verschwanden? Das schönste Gesicht, die eigenartigste Klugheit hätten nicht dieses unnachahmliche, geheimnisvolle Etwas besessen, das so einzig ist, daß niemals eine menschliche Erscheinung einen Doppelgänger wiederfindet im grenzenlosen Raum und in der Unermeßlichkeit der Zeit. Wäre nicht Geneviève de Buivres dagewesen, die sie in ihrer Unschuld zu Madame von A. geführt hatte, dann hätte sich dies alles nie begeben. Aber die Tatsachen greifen wie Glieder einer Kette ineinander, und zwischen ihnen bleibt ein Opfer eines Leidens ohne Heilmittel, denn hier versagt die Vernunft. Herr von Laléande, der zur Zeit auf dem Strand von Biarritz zweifellos sein Durchschnittsleben in seiner holden Gedankenlosigkeit spazierenführt, wäre sicherlich sehr erstaunt, wenn er von dieser anderen Existenz wüßte, einer Existenz von so wundersamer Kraft, daß sie sich alles andere untergeordnet, alles übrige vernichtet hat, was außer ihr noch in der Seele der Madame de Breyves gelebt hat, und diese Existenz ist ebenso von Dauer wie sein persönliches Dasein und kennzeichnet sich ebenso nach außen durch Handlungen, sie unterscheidet sich bloß durch ein viel schärferes Bewußtsein, das seltener aussetzt und über größeren Reichtum verfügt. Wie erstaunt wäre er doch, wüßte er, daß ihn Madame de Breyves, wo sie geht und steht, zum Leben aufruft (während er doch in seiner körperlichen Erscheinungsform kaum Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit ist), nun aber erscheint er mitten unter den genialsten Menschen, in den exklusivsten Salons, in Landschaften, die tief in sich selbst befriedet sind, und diese vielgeliebte und vielbewunderte Frau hat keinen Hauch von Zärtlichkeit, von Aufmerksamkeit für etwas anderes übrig als bloß für die Erinnerung an diesen Eindringling. Vor ihm verblaßt alles, als habe diese Erinnerung allein die unwiederbringliche Wirklichkeit eines lebenden Menschen und als seien die anwesenden Personen eitel Schatten, Gedankenbild und Erinnerung.

Ob nun Madame de Breyves mit einem Dichter spazierengeht oder bei einer Erzherzogin frühstückt, ob sie nun allein ist und liest oder ob sie

mit ihrem besten Freund sich unterhält, ob sie zu Pferde sitzt oder ob sie schläft: der Name, das Bild von Herrn Laléande schwebt über ihr, köstlich und grausam, unentrinnbar, so wie der Himmel über unseren Häuptern. Sie, die Biarritz verabscheut, ist so weit gekommen, bei allem, was an diese Stadt erinnert, einen schmerzlichen und aufreizenden Zauber zu empfinden. Sie interessiert sich für die Leute, die dort sind, die ihn vielleicht einmal sehen werden, ohne es zu wissen, die vielleicht mit ihm leben werden, ohne daraus Genuß zu ziehen. Für diese Menschen ist sie voller Wohlwollen, sie wagt nicht, ihnen Aufträge zu geben, stellt bloß unaufhörlich Fragen an sie, und das einzige, worüber sie staunt, ist der Umstand, daß die Menschen aus dem Umkreis ihres Geheimnisses so viel hören, ohne daß es jemand entdeckt. Eine große Photographie von Biarritz ist der einzige Schmuck ihres Zimmers. Man sieht da verschiedene Spaziergänger, deren Züge man nicht unterscheiden kann; einem von ihnen leiht sie das Gesicht von Herrn von Laléande. Wenn sie wüßte, welche schlechten Musikstücke er liebte und spielt, dann würden die verachteten Romanzen zweifellos auf ihrem Klavier und bald auch in ihrem Herzen den Platz der Sonaten von Beethoven und den Rang der Dramen von Wagner einnehmen – durch eine sentimentale Erniedrigung ihres Geschmacks und kraft des Zaubers, den der Mann, von dem aller Schmerz und alle Freude kommt, über diese Musik ausstret.

Sie hat einen Menschen bloß zwei- oder dreimal gesehen und jedesmal nur kurze Zeit, er hat einen so kleinen Platz in den äußeren Begebenheiten ihres Lebens inne, und doch hat sein Bild ihr ganzes Denken und ihr ganzes Herz ausgesaugt bis auf den letzten Rest, und dieses Bild trübt sich nun vor den ermüdeten Augen ihrer Erinnerung. Sie sieht ihn nicht mehr klar, sie kann sich seiner Züge, seiner Silhouette nicht mehr entsinnen, kaum mehr seiner Augen. Und doch ist dieses Bild alles, was sie noch von ihm besitzt, und es ist ihr fürchterlichster Gedanke, sie könnte es verlieren. Wohl quält sie ihre Begierde, aber sie ist ihr ein und alles im jetzigen Augenblick, sie ist ihre letzte Zuflucht, wohin sie sich ganz geborgen hat, und sie ist in diese Begierde verstrickt, wie man es ist in ein Gespräch, ja in das ganze Leben, mag es gut sein oder schlecht. Es ist ein fürchterlicher Gedanke, daß diese

Begierde sich verflüchtigen könnte und nichts übrigbliebe als ein unangenehmes Nachgefühl eines traumhaften Leidens, ohne daß sie wüßte, von wem es kommt, wer es verursacht, und das Fürchterlichste wäre, ihn nicht einmal in Gedanken zu sehen, ihn nicht einmal in Gedanken liebkosen zu können. Aber jetzt ist das Bild des Herrn von Laléande zurückgekommen nach dieser plötzlichen Verwirrung des inneren Gesichts, Ihr Kummer kann wieder beginnen, das ist fast eine Freude.

Wie wird Madame de Breyves die Rückkehr nach Paris ertragen? Wenn er erst im Januar zurückkommt, was wird sie von jetzt bis dahin tun? Was wird sie, was wird er nachher tun?

Zwanzigmal wollte ich nach Biarritz reisen und Herrn von Laléande zurückführen. Die Folgen wären vielleicht fürchterlich geworden, aber ich kam nicht so weit, sie zu prüfen, sie gestattete es nicht. Aber es bringt mich zur Verzweiflung, zu sehen, wie ihre kleinen Schläfen bis zum Zerspringen von innen her von den gnadenlosen Hämmern dieser unerklärlichen Liebe geschlagen werden. Diese Liebe durchdringt ihr ganzes Leben mit dem Rhythmus der Angst. Oft stellt sie sich vor, er werde nach Trouville kommen, sich ihr nähern, ihr sagen, er liebe sie. Sie sieht ihn, ihre Augen leuchten. Er spricht zu ihr mit dieser weißen Traumstimme, die uns verhindert, an sie zu glauben, und zugleich zwingt, ihr zuzuhören. Es ist ER. Er sagt ihr diese Worte, die uns in Ekstase bringen, obgleich wir sie nur im Traume hören, wenn wir in ihnen mit der äußersten Zärtlichkeit das göttliche Lächeln gespiegelt sehen, unter dem die Gesichte zweier glaubender Menschen sich vereinigen. Aber sofort erweckt sie der klare Gedanke, daß die Wirklichkeit und ihre Begierde parallel laufen und. daß es ihnen ebenso unmöglich ist, sich zu vereinigen, wie einem Körper die Vereinigung mit dem Schatten, den er geworfen hat. So erinnerte sie sich der Minuten in der Garderobe, da sein Ellbogen ihren Ellbogen streifte, da er ihr diesen Körper anbot, den sie jetzt an den ihren hätte pressen können, wenn sie gewollt hätte, wenn sie gewußt hätte, was sie jetzt weiß – und der sich jetzt vielleicht auf ewig von ihr getrennt hat, und sie fühlt, wie die Schreie der Verzweiflung und der Revolte mitten durch sie hindurchgehen wie die, die man auf sinkenden Schiffen hört. Manchmal

kommt es vor, daß sie beim Spaziergang über den Strand oder in den Wäldern eine sanfte Freude des Nachdenkens oder der Träumerei über sich kommen läßt oder wenigstens einen guten Duft, ein Stück Gesang, das die Brise herbeiträgt und verschleiert – wenn solch ein Augenblick sie milde umspielt und sie eine Sekunde lang ihr Unglück vergessen läßt –, dann fühlt sie plötzlich einen gewaltigen Schlag im Herzen, eine schmerzreiche Wunde – und nun erscheint über den Wogen oder über den Blättern an dem verschwimmenden Horizont des Waldes oder des Meeres das undeutliche Bild ihres unsichtbaren und allgegenwärtigen Überwinders, wie es quer durch die Wolken entflieht, leuchtenden Auges, nicht anders als an dem Tage, als es sich anbot, wie ER entschwindet, den Köcher noch in der Hand, aus dem er ihr eben den Pfeil zugesandt.

[Juli 1893]

Die Beichte eines jungen Mädchens

»Die Begierden unserer Sinne reißen uns hier und dort hin, aber, ist die Stunde vorbei, was bleibt uns In Händen? Reue des Gewissens und Vergeudung des Geistes. Man geht freudig fort, oft kommt man traurig zurück, und die Vergnügungen des Abends machen den nächsten Morgen düster. So schmeichelt anfangs die Sinnenfreude, aber zum Schluß verletzt sie und tötet sie.«

Nachfolge Christi 1. Buch K. 18

I

Man sucht Vergessen in falscher, lauter Fröhlichkeit, aber durch alle Trunkenheit kommt, jungfräulich wie am ersten Tag, der süße Duft des Flieders geschwebt, süß und traurig zugleich.

Henri de Régnier

Bald ist die Erlösung da. Ich war ungeschickt, ich habe schlecht geschossen, fast hätte ich mich überhaupt nicht getroffen. Sicherlich wäre es besser gewesen, sofort zu sterben, aber schließlich ist man nicht imstande gewesen, die Kugel zu extrahieren, und Komplikationen von seiten des Herzens haben begonnen. Das kann nicht mehr lange dauern, immerhin acht Tage, und während dieser ganzen Zeit werde ich nichts anderes tun können, als mit aller Kraft den furchtbaren Knoten des Schicksals noch einmal zu knüpfen. Wäre ich nicht so schwach, hätte ich genug Willenskraft, um mich zu erheben, abzureisen, dann wollte ich nach Oublis sterben gehen, in den Park, wo ich alle meine Sommer bis zu meinem fünfzehnten Jahr verlebt habe. Kein Ort auf Erden ist mehr erfüllt von meiner Mutter, so sehr haben ihre Gegenwart und noch mehr ihre Abwesenheit jeden Fußbreit Landes durchtränkt. Für den Liebenden ist die Abwesenheit die allersicherste, die allerlebendigste, die wirksamste, die unzerstörbarste aller Gegenwarten und die treueste.

Meine Mutter brachte mich nach Oublis Ende April, reiste nach zwei Tagen, kam dann noch auf zwei Tage Mitte Mai zurück und holte mich in

der letzten Juniwoche ab. Diese kurzen Besuche waren das Süßeste und Grausamste zugleich. Während dieser zwei Tage überschüttete sie mich mit Zärtlichkeiten, mit denen sie im allgemeinen sehr sparsam war, denn sie wollte meine krankhafte Empfindsamkeit abhärten und beruhigen. An den beiden Abenden, die sie in Oublis verbrachte, kam sie an mein Bett, um mir gute Nacht zu sagen. Sonst hatte sie diese alte Gewohnheit längst aufgegeben, denn ich fand darin viel zuviel Freude und viel zuviel Leid; statt zu schlafen, rief ich sie unaufhörlich wieder zurück, um ihr noch einmal gute Nacht zu sagen. Zum Schluß wagte ich es gar nicht mehr, und da ich doch mehr denn je die leidenschaftlichste Sehnsucht nach ihr empfand, ersann ich stets neue Vorwände, zum Beispiel, mein heißes Kopfkissen wenden, meine eiskalten Füße in ihren Händen wärmen zu lassen, wie nur sie es konnte. Diese zärtlichen Augenblicke gewannen einen besonderen Zauber dadurch, daß ich fühlte, daß jetzt meine Mutter sich ganz echt gab und daß ihre sonstige kühle Zurückhaltung ihr schwergefallen sein mußte. Der Tag der Abreise war ein Verzweiflungstag, ich klammerte mich bis zum Waggon an ihr Kleid, flehte sie an, mich doch nach Paris mitzunehmen. Ich unterschied sehr gut das Echte unter ihrer Maske und die echte Traurigkeit unter den heiteren und beleidigten Vorwürfen wegen meiner Traurigkeit: »Ach, was hast du nur, lächerlich.« Sie wollte mich lehren, Herr über das zu werden, was sie im Grunde teilte. Noch fühle ich meine Aufregung an einem dieser Abschiedstage (klar und deutlich dieses Gefühl, nicht verändert durch die schmerzvolle Rückkehr zum Heute), es war der Tag; an dem ich die süße Entdeckung ihrer Zärtlichkeit machte, die der meinen glich und doch über der meinen stand. Wie alle Entdeckungen war sie vorher gefühlt und geahnt, aber die Tatsachen schienen ihr so oft zu widersprechen. Meine süßesten Eindrücke stammen aus den Jahren, in denen sie nach Oublis zurückkehrte, wohin man sie wegen meiner Krankheit gerufen hatte. Das zählte nicht nur als ein Besuch mehr, auf den ich nicht hatte rechnen dürfen, sondern vor allem war meine Mutter nichts als Süßigkeit und Zärtlichkeit, die sich ganz aus dem Grunde des Herzens und ohne Hemmungen offenbarten. Diese Süßigkeit und Zärtlichkeit waren zu dieser Zeit noch nicht von dem Gedanken umwoben, daß sie mir eines Tages fehlen könnten, damals bedeuteten sie so viel für mich, daß das Wunder der Genesung mir

immer furchtbar traurig war, denn mit ihm kam der Tag, wo ich hergestellt war und meine Mutter zurückreisen konnte, und bis dahin war ich doch nicht mehr so krank, als daß sie nicht ihren Ernst und ihre Gerechtigkeit wie vorher aufnehmen konnte, und ihre besondere Milde und Nachsicht waren schon zu Ende.

Eines Tages hatten mir die Onkel, bei denen ich in Oublis wohnte, verheimlicht, daß meine Mutter ankommen sollte – denn ein kleiner Vetter sollte ein paar Stunden mit mir verbringen, und ich hätte mich in der angstvollen Freude dieser Erwartung nicht mit ihm abgegeben. Dieses Versteckenspiel war vielleicht der erste von allen Umständen, die, von meinem Willen unabhängig, mitgeholfen haben bei den Vorbedingungen für das Unglück, die ich (wie alle Kinder meines Alters und übrigens nicht in höherem Grade als sie) in mir selbst umhertrug. Dieser kleine Vetter, der fünfzehn Jahre zählte – ich war vierzehn –, war bereits sehr lasterhaft und brachte mir Dinge bei, die mich sofort zittern ließen vor Reue und vor Wonne. Es machte mir Freude, ihn anzuhören, ich ließ seine Hände die meinigen lieblosen; es war eine Freude, die schon an der Quelle vergiftet war; bald hatte ich die Kraft, ihn zu verlassen, ich rettete mich in den Park mit einer wütenden Sehnsucht nach meiner Mutter, die ich, ach so weit, in Paris wußte und deren Namen ich gegen meinen Willen laut in den Alleen ausrief. Plötzlich kam ich an einem Hagebuchenhain vorbei, und da sah ich sie auf einer Bank, lächelnd, mit offenen Armen. Sie hob ihren Schleier, um mich zu umarmen, ich stürzte an ihre Wange und zerfloß in Tränen. Ich weinte lange Zeit, erzählte ihr tausend häßliche Dinge, und es brauchte die Naivität meines Alters, um sie ihr zu sagen. Sie aber wußte sie wunderbar anzuhören, ohne sie ganz zu verstehen, sie minderte ihre Wichtigkeit durch eine Güte, welche das Gewicht meiner Gewissensschuld erleichterte. Leicht und leichter wurde dieses Gewicht; meine vernichtete, zu Boden gedrückte Seele erhob sich mehr und mehr in freiem, kraftvollem Fluge; sie strömte über die Ufer, ich war ganz Seele. Eine göttliche Sanftheit ging von meiner Mutter aus und von meiner wiedergewonnenen Unschuld. Ich fühlte sofort einen wie die Unschuld reinen, ebenso frischen Duft vor meinem Gesicht, es war ein Fliederbusch, wovon ein Zweig, halb verborgen vom Sonnenschirm

meiner Mutter, bereits in Blüte stand und der aus seinem unsichtbaren Versteck heraus alles mit Duft erfüllte. In den Wipfeln der Bäume sangen die Vögel mit aller Kraft, über diesen grünen Gipfeln aber erhob sich ein Himmel von so tiefem Blau, daß er fast wie der Vorraum eines Himmels erschien, in den man ohne Ende aufschweben konnte. Ich umarmte meine Mutter; nie habe ich die Süßigkeit dieses Kusses wieder empfunden. Am nächsten Tage reiste sie zurück, und diese Abreise war grausamer als alle die früheren. Zugleich mit der Freude verließen mich nun, da ich einmal gesündigt hatte, scheinbar die Kraft und der notwendige innere Halt.

Alle diese Trennungen lehrten mich wider Willen, daß einmal eine Trennung ohne Rückkehr kommen würde, wenngleich ich zu dieser Zeit nie ernstlich die Möglichkeit erwogen habe, meine Mutter zu überleben. Ich war entschlossen, mich in der Minute zu töten, die ihrem Tode folgte. Später gab mir ihre Abwesenheit noch andere sehr bittere Lehren, nämlich die, daß man sich an die Abwesenheit gewöhnt und daß es die furchtbarste Vernichtung des eigenen Ichs bedeutet und zugleich das erniedrigendste Leiden, wenn man fühlt, daß man nicht einmal leiden kann. Diese Lehren sind übrigens in der Folge Lügen gestraft worden. Ich erinnere mich jetzt des kleinen Gartens, wo ich mit meiner Mutter das Frühstück nahm und wo es unzählbare Stiefmütterchen gab; diese Blumen, die mir immer etwas traurig erschienen sind, waren würdig wie Wappenschilder, aber süß und sammetartig, oft malvenfarbig, manchmal violett, beinahe schwarz, mit zierlichen, geheimnisvollen gelben Bildern. Andere wieder ganz weiß und von einer zarten, gebrechlichen Unschuld. Ich pflücke sie jetzt alle in meiner Erinnerung, diese Stiefmütterchen; seitdem ich sie verstanden habe, ist ihre Traurigkeit noch gewachsen, die holde Süße ihres sammetartigen Wesens ist auf immer verschwunden.

II

Wie kann diese frische Quelle der Erinnerungen noch einmal meiner unreinen Seele von heute entspringen und dahinrieseln, ohne schmutzig zu werden? Welche Wunderkraft besitzt dieser Morgenduft des Flieders, daß er so viel üble Dünste überwinden kann, ohne sich mit ihnen zu mischen und ohne sich zu verlieren? Ach! Er ist zugleich in mir selbst und doch so weit fort von mir! Dies ist so weit außerhalb des Bereichs meines Ichs, daß meine Seele, die ich mit vierzehn Jahren hatte, noch einmal erwacht. Denn ich weiß wohl, es ist nicht mehr meine Seele, und es hängt nicht mehr von mir ab, daß sie es werde. Und doch, ich habe nie geglaubt, daß ich eines Tages so weit kommen würde, sie zu vermissen. Sie hatte nur ihre Reinheit für sich, es wäre meine Sache gewesen, sie stark zu machen und fähig, in Zukunft nach dem Höchsten zu streben. Oft war ich in Oublis mit meiner Mutter am Ufer des Wassers, das voll war von Spielen der Sonne und von Fischen, während der warmen Stunden des Tages – oder es war morgens oder abends, und ich ging mit ihr in den Feldern spazieren, ich träumte vertrauensvoll von einer Zukunft, die an Schönheit niemals das Maß ihrer mütterlichen Liebe erreichte, nie meiner Sehnsucht, meiner Mutter zu gefallen, Genüge tat. Die seelischen Kräfte, wenn nicht des Willens, so doch der Phantasie und des Gefühls, regten sich in mir. Sie riefen förmlich nach einem Schicksal, an dem sie zur Wirklichkeit werden konnten, sie pochten in immer wiederholtem Schlage an die Wand meines Herzens, als wollten sie es öffnen und sich aus mir mitten in das Leben stürzen. In solchen Augenblicken konnte ich mit aller meiner Kraft laufen und springen, tausendmal meine Mutter umarmen, weit vor- und zurückrennen wie ein junger Hund oder zurückbleiben, um Mohnblumen und Kornblumen zu pflücken, und dann brachte ich sie unter lauten Rufen der Freude zu ihr: Es war weniger die Freude am Spaziergang und an diesen gepflückten Blumen – sondern ich wollte mein inneres Glück ausgießen, ich fühlte, wie es in meiner Seele darauf wartete, emporzuquellen, sich ins Unendliche zu verbreiten – in weitere und zauberhaftere Fernen als der äußerste Horizont der Wälder und des Himmels, den ich in einem einzigen Sprung hätte erreichen mögen. Wenn ich euch, ihr Sträuße von Mohnblumen, Kleeblüten und

Kornblumen, so trunken an mein Herz preßte, ganz außer Atem und die Augen in Flammen, wenn ihr mich lachen machtet und weinen, war's nicht deshalb, weil ich mit euch alle meine Hoffnungen von damals zum Kranze band, die nun, nicht anders als ihr, vertrocknet und verwest sind und die, ohne Blüten getragen zu haben wie ihr, nun in den Staub zurückgekehrt sind?

Was meine Mutter so trostlos machte, war das Fehlen von Willenskraft bei mir. Ich tat alles unter dem Einfluß des Augenblicks. Solange dieser Augenblick von Quellen des Geistes und des Herzens gespeist wurde, solange war mein Leben, wenn auch nicht ganz gut, so doch nicht ganz schlecht. Vor allem schwebte uns die Verwirklichung aller meiner vielen schönen Pläne vor, als da sind: Arbeit, Ruhe, vernunftgemäßes Leben, denn wir beide, meine Mutter und ich, fühlten, sie klarer und ich verworrener, aber auch ich mit großer Kraft, daß diese Verwirklichung nichts anderes ist als eine Neuschöpfung meines Lebens von mir selbst aus und in mir selbst, ein Zauberbild, auf die Wände der Zukunft geworfen, ein Ergebnis dieser Willenskraft, die alles in ihrem Schoß empfangen hatte, alles darin hatte groß werden lassen. Aber immer verschob ich es auf den nächsten Tag. Ich ließ mir Zeit; oft tat es mir leid, den Augenblick vorübergleiten zu sehen, aber ich hatte doch noch so viel vor mir! Indessen hatte ich doch ein wenig Angst, unklar begriff ich, daß mein gewohnter Verzicht auf die Willensentfaltung immer mehr und mehr auf mir lastete, durch je mehr Jahre er sich hinzog. Traurig fragte ich mich, ob die Dinge sich nicht mit einem Schlage ändern könnten, mir wurde bewußt, ich dürfe nicht auf ein schmerzloses Wunder rechnen, um mein Leiden umzugestalten, meine Willenskraft aus der Erde zu stampfen. Es war nicht genug, Sehnsucht nach der Willensentfaltung in sich zu tragen, es brauchte gerade das, was ich nicht ohne Willenskraft konnte: wollen.

III

*Krachen läßt der wüste Sturm der sinnlichen
Begierden dein armes Fleisch als wie ein altes
Fahmentuch.*

Baudelaire

Während meines sechzehnten Lebensjahres überstand ich eine Krise, die mich kränklich machte. Um mich zu zerstreuen, ließ man mich in der Welt debütieren. Junge Männer nahmen die Gewohnheit an, mich aufzusuchen. Einer von ihnen war verderbt und böse. Sein Benehmen war zugleich kühn und sanft, ich verliebte mich in ihn. Meine Angehörigen hörten davon, überstürzten aber nichts, um mir jedes Leid zu ersparen. Wenn ich ihn nicht sah, dachte ich unaufhörlich an ihn, und schließlich erniedrigte ich mich so weit, ihm so ähnlich zu werden, als es nur möglich war. Er führte mich in schlimme Geheimnisse ein, fast durch Überraschung, dann gewöhnte er mich daran, daß ich in mir schlechte Gedanken wach werden ließ, denen ich keine Willenskraft entgegenzusetzen hatte, und doch wäre sie die einzige Macht gewesen, diese bösen Gedanken in das höllische Dunkel zurückzustoßen, woher sie kamen. Als die Liebe zu Ende war, hatte die Gewohnheit ihren Platz eingenommen, und es fehlte nicht an unmoralischen jungen Leuten, welche die Gelegenheit wahrnahmen, sie auszubeuten. Sie waren die Genossen meiner Fehltritte und wurden auch ihre Verteidiger meinem Gewissen gegenüber. Anfangs empfand ich bittere Reue, ich machte Geständnisse, die aber nicht verstanden wurden. Meine Kameraden brachten mich davon ab, weiter bei meiner Familie darauf zu bestehen. Nach und nach brachten sie mir die Überzeugung bei, alle jungen Mädchen täten das gleiche, und die Eltern machten nur so, als wüßten sie nichts davon. Wenn ich gezwungen war, zu lügen, so war meine Einbildungskraft bald imstande, diese Lügen mit einem Schimmer von Schweigen still zu umgeben, das, einer unentrinnbaren Notwendigkeit gegenüber gewahrt, der allgemeinen Sitte entsprach. In diesem Augenblick lebte ich nicht mehr im wahren Sinne des Wortes, aber noch träumte ich, ich dachte und fühlte.

Um alle diese bösen Begierden zu zerstreuen und zu verjagen, ging ich viel in Gesellschaft. Ihre Vergnügungen dörreten meine Seele aus, sie brachten mir die Gewohnheit bei, stets in großer Gesellschaft zu leben, und mit der Freude an der Einsamkeit ging mir auch das Geheimnis der Freuden verloren, die ich bis jetzt der Natur und der Kunst verdankt hatte. Nie war ich so oft in Konzerten wie in diesem Jahr, ich war ganz dem Wunsche hingegeben, in einer eleganten Loge bewundert zu werden, und nie hat Musik weniger tief auf mich gewirkt. Ich hörte alles, verstand nichts. Wenn ich sie zufälligerweise doch verstand, so hatte ich trotzdem aufgehört, das bei ihr zu empfinden, was nur die Musik entschleiern kann. Auch meine Spaziergänge waren mit Unfruchtbarkeit geschlagen; früher konnte mich ein Nichts für den ganzen Tag glücklich machen: ein wenig Sonnengold auf dem Rasen, der Duft der Blätter unter den letzten Regentropfen, nun hatte all dies für mich seine Süße und seine Heiterkeit verloren. Wälder, Himmel, Gewässer schienen sich von mir abzuwenden. blieb ich allein mit ihnen, Angesicht zu Angesicht, dann stellte ich ängstlich Fragen an sie, aber sie flüsternten mir nicht ihre rätselvollen Antworten entgegen, die mich einst entzückt hatten. Die himmlischen Gäste, welche aus den Wassern, aus dem Laubwerk, aus dem Himmelsrund sprechen, würdigen ihres Besuches nur die Herzen, die in sich selbst ruhen und die geläutert sind.

Ich war auf der Suche nach einem Gegenmittel, ich hatte nicht den Mut, das richtige zu wählen, das so nah und ach so weit von mir war, das in meiner eigenen Brust wohnte – und so gab ich mich von neuem sträflichen Freuden hin und glaubte, so die Flamme wieder anzufachen, welche die große Welt ausgelöscht hatte. Vergebens. Gefesselt von der Lust, zu gefallen, verschob ich von Tag zu Tag die endgültige Entscheidung, die Wahl, den wirklich freien Willensakt, mich für die Einsamkeit zu entschließen. Ich verzichtete nicht auf eins von meinen beiden Lastern zugunsten des anderen. Ich mischte sie miteinander – was sage ich, jedes von diesen Lastern setzte seine Kraft ein, alle Hindernisse des Gedankens und des Gefühls zu durchbrechen, die vielleicht dem anderen Einhalt geboten hätten –, so schien eins das andere zu rufen. Denn ich ging in die Gesellschaft, um mich nach einem Fehltritt zu beruhigen, und ich beging einen neuen, sobald ich ruhig

geworden war. Dies ist der furchtbare Augenblick, meine Unschuld hatte ich verloren, noch hatte ich nicht die Gewissensbisse von heute, nie in meinem ganzen Leben bin ich weniger wert gewesen, und nie ward ich mehr von allen vergöttert. Früher hatte man mich für ein präntiöses, übertriebenes kleines Mädchen gehalten, jetzt, gerade im Gegenteil, waren es die Aschenreste meiner Phantasie, die der Welt behagten und die man köstlich fand. Jetzt, während ich gegen meine Mutter das allerschwerste Vergehen beging, nannte man mich, weil meine Haltung gegen sie zärtlich und achtungsvoll war, ein leuchtendes Beispiel für alle Mädchen. Nach dem Selbstmord meines Denkens bewunderte man meine Klugheit, man geriet außer sich vor meinem Reichtum an Geist; meine Einbildungskraft war verdorrt, mein zartes Fühlen verroht, und gerade jetzt konnte ich den höchsten Ansprüchen des geistigen Lebens in der Gesellschaft genügen, denn diese Ansprüche waren ja nur künstlich gemacht, lügenhaft war der Trunk genauso wie die Quelle, aus der man ihn löschen wollte. Übrigens ahnte niemand das geheime Laster meines Lebens, allen erschien ich als ein ideales junges Mädchen. Wie viele Eltern sagten nun zu meiner Mutter, sie würden keine andere Frau für ihren Sohn gewollt haben, hätten sie nur an mich denken dürfen und stünde ich nicht zu hoch. Auf dem Grunde meines versteinerten Gewissens empfand ich trotzdem ein verzweifertes Schamgefühl bei diesen Schmeicheleien und bei diesen Lobsprüchen.

Aber dieses Gefühl kam nicht an die Oberfläche, denn so tief war ich gesunken, daß ich die Unwürdigkeit beging, lachend diese Lobsprüche den Genossen meiner Laster zu erzählen.

IV

*»Gewidmet dem, der verloren hat,
was sich nie wiederfindet ... nie.«*

Baudelaire

Im Winter meines zwanzigsten Lebensjahres wurde die Gesundheit meiner Mutter, die nie die stärkste gewesen war, sehr erschüttert. Ich erfuhr, daß ihr Herz erkrankt war, noch ohne besondere Gefahr, aber doch so, daß man ihr alles Störende fernhalten sollte. Einer meiner

Onkel sagte mir, meine Mutter wünsche mich verheiratet zu sehen. Eine wichtige, klare Pflicht wurde mir vor Augen gestellt, ich sollte meiner Mutter beweisen, wie sehr ich sie liebte. Ich nahm die erste Werbung an, die sie mir übermittelte und die sie billigte, und setzte so, mangels Willenskraft, die Notwendigkeit an die erste Stelle, damit sie mich zwingen sollte, mein Leben zu ändern. Mein Verlobter war ein junger Mensch, dessen außerordentliche Intelligenz, dessen Sanftheit und Energie gerade einen besonders glücklichen Einfluß auf mich ausübten. Außerdem war er entschlossen, mit uns zu wohnen, ich mußte mich nicht von meiner Mutter trennen, was mir den bittersten Schmerz bereitet hätte.

Nun fand ich den Mut, alle meine Fehler meinem Beichtvater zu bekennen. Ich fragte ihn, ob ich dasselbe Geständnis auch meinem Verlobten schulde, er war mitleidig genug, mich von diesem Gedanken abzubringen, aber er ließ mich schwören, nie meine Verirrungen zu wiederholen, und gab mir dann die Absolution. Die späten Blüten, welche die Freude in meinem Herzen (ich hatte es längst für ewig verdorrt gehalten) sprießen ließ, trugen bald ihre Früchte. Die Gnade Gottes, das Gnadengeschenk einer Jugend, in der so viele Wunden sich von selbst dank der Lebenskraft dieses Alters schließen, hatten mich geheilt.

Wenn es schwerer ist, Keuschheit wiederzugewinnen als sie zu verlieren – ein Ausspruch des Heiligen Augustin –, so lernte ich jetzt eine eigene Tugend kennen. Kein Mensch zweifelte daran, daß ich nun viel mehr wert sei als zuvor, und meine Mutter küßte jeden Abend meine Stirn, nie hatte sie aufgehört, daran zu glauben, daß diese Stirn rein war. Mehr noch, man machte mir in diesem Augenblick wegen meines zerstreuten Wesens, wegen meines Schweigens, wegen meiner Schwermut in der Gesellschaft ungerechte Vorwürfe. Aber ich wurde nicht böse, zwischen mir und meinem beruhigten Gewissen war ein Geheimnis, dem ich viel innere Freude verdankte. Einen unendlich zarten Zauber hatte die Genesung meiner Seele, sie lächelte mir jetzt wie das Antlitz meiner Mutter, wie mit zärtlichem Vorwurf durch gestillte Tränen. Ja, meine Seele begann ein neues Leben, nun verstand ich nicht mehr, wie ich diese Seele hatte mißhandeln, quälen, ja fast töten können, und ich

dankte Gott aus strömendem Herzen, sie noch im letzten Augenblick gerettet zu haben.

Diesen selben Gleichklang der tiefen, reinen Freude und der frischen Heiterkeit des Himmels genoß ich an dem Abend, wo »alles sich erfüllt hat«. Trotzdem mein Verlobter, der auf zwei Tage zu seiner Schwester gereist war, abwesend war, trotzdem der junge Mann, den die schwerste Verantwortung für meine begangenen Fehlritte traf, am Diner teilnahm, empfand ich an diesem klaren Maienabend nicht die geringste Traurigkeit. Keine Wolke am Himmel, keine auf seinem Spiegel, meiner Seele. Als bestehe zwischen meiner Mutter und meiner Seele eine geheimnisvolle Verbindung (obwohl die Mutter von meinen Verfehlungen absolut nichts wußte), war mit meiner Seele auch meine Mutter fast geheilt. »Man muß sie noch acht Tage schonen«, hatte der Arzt gesagt, »dann wird ein Rückfall kaum zu befürchten sein.« Diese Worte allein genügten, mir eine so glückliche Zukunft zu versprechen, daß ich bei dem Gedanken an all diese Milde in Tränen zerfloß. An diesem Abend trug meine Mutter ein etwas eleganteres Kleid, als es sonst ihre Gewohnheit war, und obwohl mein Vater seit zehn Jahren schon tot war, hatte sie heute zum erstenmal etwas Malvenfarbiges an ihr gewohntes schwarzes Kleid getan. Sie war ganz verwirrt, jetzt wie in jüngeren Jahren gekleidet zu sein, traurig und erfreut zugleich, daß sie ihren Schmerz und ihre Trauer bezwungen hatte, um mir Vergnügen zu bereiten und meine Freude zu feiern. Ich nestelte eine rosa Nelke an ihren Gürtel, sie stieß sie erst zurück, doch weil sie von mir kam, steckte sie sie verschämt und mit zögernder Hand an. Als wir uns zu Tisch setzen wollten, zog ich sie in die Nähe des Fensters und küßte leidenschaftlich ihr Gesicht, das sich von den früheren Leiden zart erholt hatte. Es ist nicht wahr, was ich gesagt habe – daß ich die Süßigkeit ihres Kusses in Oublis nie wieder empfunden hätte. Der Kuß an diesem Abend war mir süßer als jemals ein anderer. Oder – es war derselbe Kuß wie in Oublis, denn der Zauber einer ähnlichen Minute hatte ihn geweiht; er schwebte leise aus den Tiefen der Vergangenheit empor und legte sich zwischen die noch ein wenig blassen Wangen meiner Mutter und meine Lippen.

Man trank auf das Glück meiner bevorstehenden Ehe. Ich war gewohnt, nur Wasser zu trinken, denn der Wein erregte meine Nerven zu sehr. Doch mein Onkel erklärte, bei einer solchen Gelegenheit könnte ich schon eine Ausnahme machen. Ich erinnere mich genau des lustigen Gesichtes, das er bei diesem dummen Ausspruch machte ... Mein Gott! Mein Gott! Ich habe mit so viel Ruhe alles gebeichtet, soll ich nun hier nicht mehr weiterkönnen? Ich weiß nichts mehr! Doch, ja ... mein Onkel sagte, bei solch einer Gelegenheit könnte ich eine Ausnahme machen. Er sah mich dabei lachend an, und ich trank sehr schnell und ohne meine Mutter anzusehen, aus Angst, daß sie es mir verbieten würde. Sie sagte sanft: »Man soll dem Bösen nie einen Platz einräumen, und sei es ein noch so geringer.« Aber der Champagner war so kühl, daß ich noch zwei Gläser trank. Mein Kopf war nun schwer und benommen, ich sehnte mich sowohl nach Ruhe als auch danach, meine erregten Nerven zu entspannen. Man erhob sich. Jacques kam auf mich zu und sagte, indem er mich unverwandt ansah:

»Wollen Sie mit mir kommen? Ich möchte Ihnen ein paar Verse zeigen, die ich geschrieben habe.«

Seine schönen Augen leuchteten sanft aus seinem frischen Gesicht, langsam kräuselte er mit einer Hand seinen Schnurrbart. Ich verstand sofort, daß ich verloren sei, und fand keine Kraft, zu widerstreben. So sagte ich zitternd:

»Ja, es wird mir Freude machen.«

Mit diesen Worten, nein, vielleicht schon vorher, als ich das zweite Glas Champagner trank, beging ich die wirklich verantwortungsvolle, die schändliche Tat. Danach ließ ich mich nur noch treiben. Wir hatten beide Türen zugeschlossen, und er preßte mich an sich, ich fühlte seinen Atem an meiner Wange, fühlte seine Hände, die an mir entlangtasteten. Die Lust ergriff mich mehr und mehr: doch gleichzeitig mit dieser Wollust erwachte eine unendliche Traurigkeit, eine grenzenlose Verzweiflung in der Tiefe meines Herzens. Es schien mir, als machte ich die Seele meiner Mutter, die Seele meines Schutzengels und meines Gottes um mich weinen. Niemals hatte ich ohne zitterndes Entsetzen lesen können, daß Verbrecher Tiere, ihre eigenen Frauen und ihre Kinder quälen. Nun

schien es mir in meiner Verwirrung, daß in jeder wollüstigen, sträflichen Handlung ebensoviel Grausamkeit von Seiten des genießenden Körpers enthalten ist und daß in uns die guten Vorsätze, die reinen Engel, gemartert werden und weinen.

Bald mußten meine Onkel ihr Kartenspiel beendet haben und zurückkommen. Wir konnten ihnen entgegengehen, ich würde nicht mehr sündigen, es war das letztemal ... Plötzlich sah ich mich über dem Kamin im Spiegel. Von der unbestimmten Angst meiner Seele war auf meinem Gesicht nichts zu sehen; aber es strahlte, angefangen von den leuchtenden Augen bis herab zu den brennenden Wangen und dem dargebotenen Mund, es strahlte förmlich in einer sinnlichen, stumpfsinnigen und brutalen Lust. Sofort dachte ich, wie müßte sich irgend jemand entsetzen, der mich gesehen hätte, wie ich meine Mutter vorhin mit melancholischer Zärtlichkeit geküßt hatte, und mich jetzt so zum Tier verwandelt sah. Doch im Spiegel preßte sich gierig unter seinem Schnurrbart der Mund Jacques' an meine Wange. Bis ins Tiefste verwirrt näherte ich meinen Kopf dem seinen, als vor mir, ja, ich kann sagen, wie es war, hört mich, denn ich weiß es, vor mir auf dem Balkon sehe ich meine Mutter, die mich entgeistert anstarrt. Ich weiß nicht, ob sie geschrien hat, ich habe nichts gehört, aber sie ist hinterübergefallen und ist mit dem Kopf zwischen zwei Stangen eingeklemmt liegengeblieben...

Was jetzt kommt, erzähle ich euch nicht zum letzten Male, auch habe ich es schon gesagt: fast hätte ich mich gefehlt, ich hatte gut gezielt, aber schlecht geschossen. Doch man hat die Kugel nicht extrahieren können, und Komplikationen von seiten des Herzens haben begonnen. Aber nun kann ich womöglich noch acht Tage leben, und bis dahin werde ich nicht aufhören, über den Anfang nachzugrübeln und das Ende zu schauen.

Lieber wäre es mir sogar gewesen, wenn mich meine Mutter auch bei der Verübung der anderen Verbrechen gesehen hätte, ja und sogar auch noch bei diesem – nur hätte sie den Ausdruck von Freude nicht sehen sollen, den mein Gesicht im Spiegel hatte. Nein, sie hat ihn nicht sehen können ... es ist ein zufälliges Zusammentreffen ... der Schlaganfall hat sie getroffen, eine Minute, bevor sie mich sah... Sie hat es nicht gesehen

... Es kann nicht sein! Gott, der ja alles wußte, kann das nicht gewollt haben.

Das große Diner

I

»Aber mein lieber Fundanius, Wer hat mit dir die Freude dieser Mahlzeit geteilt? Ich möchte es zu gerne wissen.«

Horaz

Honoré kam zu spät, er sagte dem Hausherrn guten Tag, ebenso den Gästen, die er bereits kannte, wurde den anderen vorgestellt, und man begab sich zu Tisch. Nach einigen Minuten bat ihn sein Nachbar, ein sehr junger Mensch, ihm die Gäste zu nennen und deren Geschichte zu erzählen. Honoré hatte ihn noch nie in Gesellschaft getroffen. Er war sehr schön. Die Hausfrau warf unaufhörlich glühende Blicke auf ihn, die den Grund andeuteten, warum er eingeladen war und die versprachen, daß er bald zu ihrem engsten Kreise gehören würde. Honoré ahnte in ihm die künftige Macht, aber er neidete sie ihm nicht, und er machte sich mit wohlwollender Höflichkeit daran, seine Bitte zu erfüllen. Er blickte um sich. Ihm gegenüber saßen zwei Tischnachbarn, die nicht miteinander sprachen. Man hatte sie, in guter Absicht, aber ungeschickt genug, gemeinsam eingeladen und nebeneinandergesetzt, weil beide sich mit Literatur beschäftigten. War schon dies ein Grund, sich zu hassen, so kam noch ein zweiter, besonderer hinzu: Der ältere war (eine Hypnose von zwei Seiten) verwandt mit Paul Desjardins und mit M. de Vogüé, nun affektierte er ein tadelndes Schweigen gegen den jüngeren, der ein Lieblingsschüler von Maurice Barrès war und der ihn seinerseits mit Ironie behandelte. Der Widerwille des einen steigerte unfreiwillig die Bedeutung des anderen und umgekehrt, genau als habe man den König der Verbrecher dem Kaiser der Trottel gegenübergesetzt.

Weiter entfernt schlang voll Wut eine prachtvolle Spanierin die Speisen hinab. Als vernünftige Person hatte sie ohne Zögern für diesen Abend ein Rendezvous geopfert, in der sicheren Erwartung, durch ihre Anwesenheit bei diesem Diner in ihrer mondänen Karriere einen Schritt vorwärts zu tun. Und sie konnte mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen. Der Snobismus der Frau Fremer bedeutete für ihre Freundinnen ebenso

wie der Snobismus der Freundinnen für diese Dame eine auf Gegenseitigkeit ausgestellte Rückversicherung gegen die Gefahr, im bürgerlichen Sumpfe zu versinken. Aber der Zufall wollte es, daß gerade an diesem Abend Frau Fremer eine Anzahl Menschen zusammengetrommelt hatte, die sie zu ihren Dinern nicht hatte einladen können, denen gegenüber sie aber aus verschiedenen Gründen nicht unhöflich sein wollte – und nun hatte sie sie kunterbunt zusammengebracht. Die Krone des Ganzen war eine Herzogin, welche die Spanierin aber bereits kannte und von der nichts zu holen war. Deshalb wechselte sie verzweifelte Blicke mit ihrem Gemahl, dessen gutturale Stimme man bei allen Soiréen nach und nach in Zwischenräumen von je fünf Minuten folgende Worte hervorbringen hörte: »Wollen Sie die Güte haben, mich dem Herzog vorzustellen?« – »Durchlaucht, wollen Sie die Güte haben, mich der Herzogin vorzustellen?« – »Frau Herzogin, wollen Sie mir die gütige Erlaubnis geben, Ihnen meine Frau vorzustellen?«, wobei die Pausen zwischen den Bitten durch wichtige andere Notwendigkeiten ausgefüllt werden. Er war außer sich, jetzt seine Zeit zu verlieren, dennoch spann er eine Unterhaltung mit seinem Nachbarn an, dem Kompagnon des Hausherrn. Seit einem Jahr flehte Fremer seine Frau an, diesen Kompagnon einzuladen. Endlich hatte sie nachgegeben und hatte ihn eingeschmuggelt zwischen einen Humanisten und dem Gatten der Spanierin. Der Humanist las zuviel und aß nicht zuwenig. Es gab bei ihm viel Zitieren und viel historische Rückblicke, und beides mißfiel als höchst lästig seiner Nachbarin, einer vornehm bürgerlichen Dame, Frau Lenoir. Sie hatte schnell die Unterhaltung auf die Siege des Prinzen Buivres in Dahomey gelenkt und sagte mit ergriffener Stimme: »Das arme Kind! Wie freut es mich, daß es unserer Familie Ehre bringt.« Tatsächlich war sie die Kusine der Buivres, und diese, alle jünger als sie, behandelten sie mit der Auszeichnung, die ihr Alter, ihre Anhänglichkeit an die königliche Familie und ihr großes Vermögen bei kinderloser dritter Ehe verdienten. Sie hatte, was ihr an Familiengefühlen innewohnte, auf alle Buivres übertragen. Sie empfand tiefe Beschämung bei dem einen, der Oberrichter war und in Schmutz wühlen mußte, aber rings um ihre ordnungsmäßig denkende Stirn, unter ihren orleanistischen Stirnbinden trug sie die Lorbeeren dessen, der General

war. Sie war in den bis dahin so streng verschlossenen Kreis dieser Familie eingedrungen, sie war ihr Haupt geworden, gleichsam die Alterspräsidentin. In der modernen Gesellschaft fühlte sie sich tatsächlich sehr isoliert, sprach stets mit Rührung von den »alten Edelleuten von einst«. Ihr Snobismus war nur Phantasie und umgekehrt ihre ganze Phantasie nur Snobismus. Die hohen, sehr berühmten Namen von einst übten über ihren sensiblen Geist eine eigenartige Herrschaft, sie fand einen ebenso uneigennütigen Genuß darin, mit einem Fürsten zu dinieren wie Memoiren des ancien régime zu lesen. Sie trug immer die gleichen Hängelocken, ihre Frisur änderte sich so wenig wie ihre Grundsätze. Ihre Augen funkelten von Dummheit. Ihr lächelndes Gesicht war edel, ihre Mimik außerordentlich und nichtssagend zugleich. Sie hatte aus lauter Gottvertrauen den gleichen Optimismus am Vorabend einer garden party wie am Vorabend einer Revolution, und dieser zeigte sich in hastigen Bewegungen, die den Radikalismus beschwören sollten oder das böse Wetter. Ihr Nachbar Humanist plauderte mit ermüdender Eleganz und mit einer schrecklichen Geschicklichkeit im Formulieren. Um seine Vorliebe für einen guten Bissen und einen guten Tropfen vor andern zu entschuldigen und um diese Liebe in seinen eigenen Augen zu poetisieren, zitierte er Horaz. Unsichtbare, antike, aber frisch gebliebene Rosen kränzten seine schmale Stirn. Mit ewig gleichbleibender Liebenswürdigkeit, die ihr leicht fiel, weil sie darin eine Übung ihrer Macht und ein Zeichen ihrer Achtung vor alten Traditionen sah, wie sie jetzt selten geworden ist, richtete Frau Lenoir alle fünf Minuten das Wort an den Kompagnon des Herrn Fremer. Übrigens hatte dieser Gast keinen Grund, sich zu beklagen. Von der andern Seite der Tafel richtete Frau Fremer die bezauberndsten Schmeicheleien an ihn. Sie wollte, daß dieses Diner für mehrere Jahre reiche, und in ihrem energischen Entschlusse, diese Feststörung sich möglichst lange fernzuhalten, begrub sie sie heute unter Blumen. Was Herrn Fremer betrifft, so arbeitete er tagsüber in seiner Bank, abends schleppte ihn seine Frau in die Gesellschaft, oder er mußte daheim bleiben, wenn seine Frau empfing, immer bereit sein, alles herunterzuschlucken, immer den Maulkorb um den Mund –schließlich brachte er jedem Wandel der Dinge den gleichen Ausdruck entgegen, gemischt aus matter Gereiztheit, schmollender Resignation, angehaltener Wut und

abgründtiefer Verblödung. Indessen machte dieser Ausdruck auf dem Gesicht des Finanzmannes heute einer herzlichen Genugtuung Platz, sooft sein Blick dem des Kompagnons begegnete. So schwer erträglich ihm der Mann im täglichen Leben war, so fühlte er jetzt eine flüchtige, aber aufrichtige Sympathie, nicht nur deshalb, weil es ihm so schnell gelungen war, jenen mit seinem Luxus zu blenden, sondern kraft jener leichten Brüderlichkeit, die uns in der Fremde angesichts eines Landsmannes, mag er noch so widerlich sein, ergreift. Er, der Hausherr, wurde so brutal Abend für Abend aus seinen Gewohnheiten gerissen, so unbillig der verdienten Ruhe entzogen, so grausam entwurzelt – hier fand er eine Stätte, für gewöhnlich fluchwürdig, jetzt aber anziehend genug, ihn an sich zu fesseln, und er verlängerte den Aufenthalt, um sich hier zu retten vor grimmiger, verzweifelter Vereinsamung. Ihm gegenüber spiegelte Frau Fremer ihre blonde Schönheit in den bezauberten Blicken ihrer entzückten Tischgenossen. Der doppelt gute Ruf, der sie umgab, war ein trügerisches Prisma, durch das jeder versuchte, ihren wahren Charakter zu erkennen. Ehrgeizig, intrigant, fast Abenteurerin – das war die eine Stimme, die Meinung der Finanzwelt, die sie einer höheren Bestimmung zuliebe verlassen hatte, aber in den Augen des Faubourg und der königlichen Familie, die sie erobert hatte als ein Wesen von besonderen Geistesgaben, erschien sie als Engel von Güte und Tugend. Übrigens hatte sie ihre alten Freunde aus der niederen Sphäre nicht vergessen, sie erinnerte sich ihrer, besonders wenn sie krank waren oder Trauer hatten, denn das waren rührende Angelegenheiten und betrübende Umstände, angesichts deren man nicht in die Gesellschaft geht und sich daher nicht beklagen kann, nicht eingeladen zu werden. Daher ihre Neigung zu Ausbrüchen der Nächstenliebe. In Unterredungen mit Anverwandten oder Priestern am Bette der Sterbenden konnte sie Tränen vergießen, und so tötete sie einen Gewissensbiß nach dem anderen, den ihre doch allzu leichte Lebensführung ihrem nicht ganz skrupellosen Herzen versetzte.

Aber der reizendste Tischgast war die junge Herzogin von D., deren beweglicher, klarer, aber nie unruhiger Geist so sonderbar mit dem unheilbar schwermütigen Ausdruck ihrer schönen Augen und dem Pessimismus ihrer Lippen kontrastierte, mit der grenzenlosen, edlen

Müdigkeit ihrer Hände. Diese liebte mit allen Fasern das Leben in allen seinen Formen, Güte, Literatur, tätiges Dasein, Freundschaft. Nun nagte sie, als seien es mißachtete Blumen, an ihren schönen, roten Lippen, ohne sie welk zu machen, während ein entzaubertes Lächeln die Winkel leicht schürzte. Wie viele Menschen schon haben auf der Straße, im Theater, im Vorübergehen ihren Traum an diesen wechselvollen Sternen entzündet! Nun war die Herzogin wohl dabei, sich eines Vaudevilles zu entsinnen oder eine Toilette zu entwerfen, jedenfalls zog sie mit dem Ausdruck von Nachdenken und Resignation unaufhörlich an ihren edlen Fingergliedern und ließ ihre verzweifelten, tiefen Blicke im Kreise schweifen, bis sie alle feiner empfindenden Tischgenossen unter einen Gießbach von Melancholie getaucht hatte. Ihre erlesene Unterhaltung schmückte sich nachlässig mit dem verblichene und doch so charmant skeptischen Spott früherer Zeit. Man stand gerade in einer Diskussion, und die Dame, die so sicher im Leben stand und die nur eine Art kannte, sich zu kleiden, wiederholte allen: »Ach, warum sollte man nicht alles sagen, alles denken können? Ich kann recht haben und Sie ebenso. Es ist doch schrecklich und pedantisch, nur eine Ansicht zu haben.« Ihr Geist war nicht wie ihr Körper nach der letzten Mode gekleidet, und sie ironisierte sanft die Symbolisten und die kirchlich Gläubigen. Es war mit ihrem Geist wie mit bezaubernden Frauen, die schön und lebhaft genug sind, um auch in alten Kleidern zu gefallen. Übrigens war das ebensogut beabsichtigte Koketterie. Gewisse radikale Ideen hätten ihren Geist ruiniert so wie gewisse Farben ihren Teint, dem sie verboten waren.

Seinem hübschen Nachbar hatte Honoré von diesen verschiedenen Gestalten einen schnellen und in so hohem Maße wohlwollenden Umriß gegeben, daß alle trotz ihrer starken Verschiedenheit einander glichen, die brillante Frau von Torreno der geistvollen Herzogin von D. und der schönen Frau Lenoir. Nur einen gemeinsamen Zug hatte er ausgelassen, oder besser gesagt, nicht einen Zug, sondern das Symptom des Massenwahnsinns der wütenden Seuche, woran sie alle gleich litten, des Snobismus. Je nach der Verschiedenheit ihrer Naturen zeigte er sich unter allerhand Masken, und es gab einen weiten Abstand zwischen dem phantasiereichen, erfinderischen Dichtersnobismus der Frau Lenoir und dem Eroberungssnobismus der Frau von Torreno, der gierig war wie

ein ehrgeiziger Beamter, der avancieren will. Und doch war auch diese furchtbare Frau andererseits noch menschlicher Regungen fähig. Ihr Nachbar hatte ihr gesagt, er habe im Park Monceau ihr kleines Töchterchen bewundert. Sofort brach sie ihr indigniertes Schweigen. Sie empfand für diesen unbekanntem Büromenschen eine dankbare Sympathie, ein reines Gefühl, vielleicht ein stärkeres, als sie es einem Prinzen von Geblüt hätte entgegenbringen können, und nun plauderten sie wie alte Freunde.

Mit sichtlicher Genugtuung präsierte Frau Fremer der Unterhaltung, denn sie hatte das Empfinden, eine hohe Mission zu erfüllen. Sie war gewohnt, große Schriftsteller Herzoginnen vorzustellen, und so erschien sie sich selbst wie ein allmächtiger Minister des Äußeren, der selbst in seinen Akten seine königliche Haltung nicht verleugnet. So sieht ein Zuschauer im Theater, während er ruhig verdaut, unter sich (da er ja über sie urteilt) Künstler, Publikum, Autor, Regeln der dramatischen Kunst, Genie. Die Konversation nahm übrigens ihren gemächlichen Gang in aller Harmonie. Jetzt war man zu dem Punkt gekommen, wohin man bei allen Dinern kommt, wenn man das Knie der Nachbarin berührt, sie nach ihrem Lieblingsautor fragt, je nach Temperament oder Erziehung, besonders den weiblichen Tischnachbar. Plötzlich schien ein Zwischenfall unvermeidlich. In seinem jugendlichen Leichtsinn hatte der schöne Nachbar von Honoré versucht, alle davon zu überzeugen, daß in den Werken des Heredia vielleicht doch mehr Idee enthalten sei, als man gewöhnlich voraussetzte –und sofort nahmen die Tischgenossen, in ihrer gewohnten Denkweise gestört, ein gereiztes Wesen an. Aber Frau Fremer hatte sofort ausgerufen: – Aber nein, es sind nur bewundernswerte Kameen, es sind prunkvolle Emaillen, fehllose Schmuckstücke«, und schon zeigte sich Befriedigung auf allen Mienen. Eine Unterhaltung über die Anarchisten war schon schwieriger. Aber Frau Fremer neigte sich mit Resignation vor dem natürlichen Schicksalsgesetz und sagte langsam: – Was soll das alles? Es wird immer Reiche und Arme geben.« Und niemand von den Anwesenden, unter denen der Ärmste mindestens hunderttausend Taler Rente hatte, fand sich, von der Richtigkeit dieser Wahrheit betroffen, von seinen

Gewissenskrupeln bedrückt, und so leerten alle mit herzlicher Fröhlichkeit ein letztes Glas Champagner.

II

Nach dem Diner

Honoré merkte, daß die vielen Weine seinen Kopf ein wenig verwirrt hatten, er verließ ohne Abschied die Gesellschaft, nahm unten seinen Paletot und ging dann zu Fuß die Champs-Élysées hinab. Er empfand ein außerordentliches Lustgefühl. Die Grenzbarrieren der Unmöglichkeit, die unsere Begierden und Träume vom Felde der Wirklichkeit scheiden, waren gefallen, sein Denken schwebte fröhlich quer durch das Unerfüllbare und steigerte sich an der Lust der eigenen Bewegung.

Es zogen ihn die geheimnisvollen Straßen an, die es zwischen allen menschlichen Wesen gibt und auf denen vielleicht jeden Abend eine ungeahnte Sonne der Freude oder der Trauer zur Rüste geht. Jede Person, an die er dachte, wurde sofort unwiderstehlich sympathisch, er nahm der Reihe nach alle Straßen, wo er eine anzutreffen die Hoffnung hegen konnte; hatte seine Voraussicht sich erfüllt, dann hätte er sich auch dem Unbekannten, dem Gleichgültigen furchtlos genähert, mit einem leichten Zittern. Was er in nächster Nähe an Glück sich aufgerichtet, war zusammengestürzt, aber es breitete sich sein Dasein in der Ferne aus mit allem Zauber des geheimnisvollen Neuen, vor ihm taten sich Landschaften auf wie gastliche Freunde. Sein einziger Kummer war das Bedauern, das alles sei nur die Spiegelung oder die Realität eines einzigen Abends, und so wollte er von jetzt an nichts anderes tun, als immer gut speisen und trinken, um ebenso schöne Dinge immer vor sich zu sehen. Es schmerzte ihn bloß, nicht allsogleich die herrlichen Landschaften im Grenzenlosen ihrer Perspektive erreichen und die Ferne an sein Herz drücken zu können. Dann wurde er erschreckt vom groben, übertriebenen Klang einer Stimme, die seit einer Viertelstunde wiederholte: »Das Leben ist trist, es ist idiotisch« (das letzte Wort ward unterstrichen von einer harten Geste seines rechten Armes, und er nahm nun die abgehackte Bewegung seines Stockes wahr). Er mußte sich traurig sagen, daß diese mechanischen

Worte eine recht banale Übersetzung ähnlicher innerer Gesichte waren, die er für nicht ganz klar ausdrückbar hielt.

»Ach, zweifellos hat sich die neue Kraft meines Leids oder meiner Freude ver Hundertfacht, aber der intellektuelle Märchendichter in mir ist der gleiche geblieben. Mein Glück ist Nervensache, persönlich, nicht auf andere zu übertragen, und schriebe ich jetzt, so hätte mein Stil die gleichen Zeichen von Mittelmäßigkeit und dieselben Fehler wie sonst.« Aber er fühlte sich körperlich so wohl, daß er an dies nicht weiter dachte, und dieses Wohlbefinden verschaffte ihm unmittelbar höchsten Trost, das Vergessen. Er war auf den Boulevards angekommen. Es gingen Leute vorbei, er schenkte ihnen seine Sympathie und war sicher, daß auch sie ihm diese entgegenbrachten. Er fühlte sich als ihr glorreicher Zielpunkt, so öffnete er seinen Paletot, damit man die strahlende Weiße seiner Hemdbrust sähe, den fabelhaften Sitz seines Abendanzuges, die dunkelrote Nelke in seinem Knopfloch. So bot er sich der Bewunderung der Passanten an und ihrer Zärtlichkeit, denn er stand mit ihnen in heiterem, wonnig herzlichem Kontakt.

Trauer und Träume in allen Regenbogenfarben

I

Tuilerien

»Die Lebensführung des Dichters sollte so einfach sein, daß die allgewöhnlichsten Dinge ihn bewegen können; seine Freudigkeit müßte wie eine Frucht einem bloßen Sonnenstrahl entwachsen, die bloße Luft müßte die Kraft haben, ihn zu begeistern, Wasser müßte genügen, um ihn trinken zu machen.«

Emerson

Heute morgen hat sich die Sonne in den Tuilerien nach und nach auf allen Steinstufen zur Ruhe gelegt, gleich einem blonden Jüngling, dessen leichten Schlaf schon das Vorübergleiten eines Schatten weckt. Junge Sprossen grünen am alten Palastgemäuer. Ein zauberhaft beschwingter Wind mischt den Duft der Vergangenheit mit dem frischen Geruch des blühenden Flieders. Die Statuen, die sonst wie Irrsinnige auf unseren Plätzen Schaudern hervorrufen, träumen hier unter Hagebuchen, gleich Weisen, die das strahlende Grün wie ein Dach über ihren weißen Glanz gebreitet haben. Auf dem Grunde der Wasserbecken brüstet sich Himmelsblau und strahlt wie Menschenblick. Von der Terrasse am Wasser bemerkt man, wenn man von der anderen Seite des Quai d'Orsay kommt, auf dem jenseitigen Ufer einen vorübergehenden Husaren, der aussieht, als schritte er hervor aus einem andern Jahrhundert.

Die Winden quellen toll über die Vasen, die Geranien erheben sich wie Kronen. Das Heliotrop glüht in der Sonne und verbreitet seinen Duft. Vor dem Louvre sind die Zitterrosen hoch aufgeschossen, leicht wie Mäste, edel und zierlich wie Säulen, errötend wie junge Mädchen. Die Wasserspiele richten ihre Strahlen gegen den Himmel, irisierend in der Sonne und seufzend wie aus Liebe. Am Ende der Terrasse sieht man einen Reiter aus Stein, ohne sich von seinem Platze zu rühren, in tollem

Galopp dahinsetzen; die Lippen hat er lustig an eine Trompete gepreßt, er verkörpert die ganze junge Glut des Frühlings.

Aber nun hat sich der Himmel verdunkelt, und es wird regnen. In den Wasserbecken ist jede Spur von glänzendem Azur verschwunden. Nun gleichen sie blicklosen Augen oder Vasen voll von Tränen. Das törichte Wasserspiel wird von dem Winde gepeitscht, und doch erhebt es schneller und höher gegen den Himmel seine jetzt etwas komisch anmutende Hymne. Die schutzlose Schönheit des Flieders ist sehr traurig. Und da unten sieht man den nichtsahnenden Reiter, wie er bei verhängten Zügeln mit seinen Marmorbeinen sein Pferd zu einem rasenden und doch unbeweglichen Galopp durch eine unbewegliche und wütende Geste anspornt – und dabei bläst er ohne Ende seine Trompete gegen den schwarzgewordenen Himmel.

II

Versailles

»Ich kenne einen Wasserarm, der die wütendsten Schwätzer zum Schweigen bringt, sobald sie sich ihm genähert haben; und hier bin ich immer glücklich, sei es, daß ich fröhlich herkomme, sei es, daß ich traurig bin.«

Brief Balzacs an Herrn de Lamothe-Aignon

Der erschöpfte Herbst, den jetzt nicht einmal ein seltener Sonnentag wiedererwärmt, verliert nach und nach seine letzten Farben. Ausgelöscht ist die intensivste Glut seines Laubwerks, das so in Flammen stand, daß man nachmittags und morgens die glorreiche Illusion eines Sonnenuntergangs haben konnte. Als die letzten leuchten noch die Dahlien, die indischen Nelken, die malvenfarbenen, violetten, gelben, weißen und rosenfarbenen Chrysanthemen hier auf dem dunklen, trostlosen Untergrund des Herbstes. Geht man um sechs Uhr abends durch die Tuileries, so sind sie wie in gleiche Uniform unter dem düsteren Himmel in eintöniges Grau gekleidet und erscheinen nackt, die schwarzen Bäume zeichnen Zweig für Zweig ihre machtvolle und doch zarte Verzweiflung am Himmel ab – plötzlich merkt man aber im

reichsten Glanz eine Unmenge von diesen Herbstblumen mitten im halben Dunkel, und unsere Augen, die sich schon an die aschenfarbenen Horizonte gewöhnt haben, werden mit einemmal von diesen wollüstigen Farbenflammen übermannt. Weicher sind die Stunden des Morgens. Noch glänzt manchmal die Sonne, noch kann ich sehen, wenn ich die Terrasse am Wassergestade niedersteige, wie mein Schatten vor mir über die Stufen an der großen steinernen Treppe hinabgleitet. Ich will hier nicht, was andere schon viel besser vor mir getan haben, den großen Namen Versailles aussprechen, mit seinem Altersrost und seiner Süße, den Namen der fürstlichen Gruft des alten Laubwerkes, der weiten Gewässer und der Marmorsteine – den wahrhaft aristokratischen und demoralisierenden Ort, wo uns nicht einmal die beunruhigende Anklage entgegenklingt, das Leben von so vielen arbeitenden Menschen habe nicht so sehr dazu gedient, die Freuden einer alten Zeit zu steigern und zu vertiefen, als vielmehr dazu, die Melancholie unserer Zeit noch melancholischer zu machen. Ich will dich nicht nach soviel anderen noch einmal nennen, Versailles, und doch, wie oft habe ich mich zu dem roten Kelch deiner Wasserbecken aus rosigem Marmor niedergebeugt, um mich bis zur letzten bittersüßen Wonne am Zauber dieser letzten Herbsttage zu berauschen.

Die Erde ist mit verwelkten und verwesten Blättern übersät, und so scheint sie von ferne ein gelb und violette, ausgeblaßtes Mosaik. Während ich am Weiler vorbeikomme, stelle ich den Kragen meines Paletots gegen den Wind auf – plötzlich höre ich Tauben gurren. Überall der Duft nach Buchsbaum in seiner berausenden Würze wie am Palmsonntag. War ich es, der einmal einen kleinen Frühlingsstrauß in diesen Gärten gepflückt hat, die nun der Herbst verstümmelt hat?

Auf der Wasserfläche scheuchte der Wind die Blumenblätter einer frierenden Rose zusammen. In diesem großen Blätterfall von Trianon war es allein die leichte Kuppel eines kleinen weißen Geranienbeetes, die sich über das vereiste Wasser erhob. Kaum wiegten sich die Blumen im Winde. Wohl weiß ich jetzt, nachdem ich den Wind aus der Ebene und den Salzduft der Hohlwege in der Normandie eingeatmet habe und nachdem ich das Meer durch die Zweige von blühenden Rhododendren habe leuchten sehen – jetzt weiß ich, wie sehr die Nachbarschaft der

Gewässer den Zauber der Pflanzenwelt erhöht. Aber die Reinheit dieses süßen weißen Geraniums ist keuscher als die Reinheit einer Jungfrau, denn unbeschreiblich anmutig ist ihre Zurückhaltung, wenn sich das Geranium über die gekräuselten Gewässer niederbeugt, zwischen diesen Ufersteinen, die hoch mit totem Laub bedeckt sind. O silberhaariges Alter der noch grünenden Bäume, o ihr verzweifelten Zweige, Teiche und Wasserläufe, die eine ehrfurchtsvolle Hand hier und dort hingesezt hat, als Urnen, dargeboten der Schwermut der Bäume!

III

Spaziergang

Trotz des leuchtend klaren Himmels und der schon warmen Sonne blies der Wind noch so kalt, und die Bäume waren noch so kahl wie im Winter. Um ein Feuer anzuzünden, schnitt ich einen dieser Äste ab; ich hatte ihn abgestorben geglaubt, doch der Saft spritzte hervor, benetzte meine Arme bis zum Ellenbogen und verriet unter der erfrorenen Rinde des Baumes ein stürmisch lebendiges Herz. Der nackte Boden des Winters füllte sich zwischen den Stämmen mit Anemonen, Kuckucksblumen und Veilchen, und die Bäche, die gestern noch dunkel und leer rauschten, leuchteten im Widerschein eines zarten blauen und lebendigen Himmels, der sich bis in die Tiefe darin brüstete. Es war nicht der blasse, ermüdete Himmel der schönen Oktoberabende, der, in den Tiefen des Wassers ausgebreitet, dort vor Liebe und Melancholie zu vergehen schien, nein, es war ein starker und glutvoller Himmel. Graue, blaue und rosafarbene Wolken glitten über seinen zärtlichen, lachenden Azur, nicht die Schatten der gedankenvollen Wolken, sondern die leuchtenden, schlüpfrigen Flossen eines Barsches, eines Aals oder eines Stintes. Im Rausch der Freude eilten sie zwischen dem Himmel und den Gräsern, bewegten sich in ihren Wiesen und ihren Gebüsch, die der strahlende Genius des Frühjahrs ebenso wie unsere Oberwelt verzaubert hatte. Und die Wasser glitten über den Köpfen der Fische dahin, zwischen ihren Kiemen, unter ihrem Leib, schneller strömten die Wasser und rauschten ihren Gesang, und lustig jagten sie vor sich die Sonnenstrahlen her.

Nicht minder erfreulich anzusehen war der Hühnerhof, aus dem wir Eier holen sollten. Gleich einem inspirierten und fruchtbaren Dichter, der es nicht verschmäht, Schönheit über die geringsten Orte auszuschütten, selbst über solche, die bisher offenbar nicht dem Reich der Kunst angehört haben, so erwärmte die wohltuende Kraft der Sonne den Düngerhaufen, den unordentlich gepflasterten Hof und den Birnbaum, der wie eine alte Magd gekrümmt war.

Doch wer ist diese königlich gekleidete Gestalt, die sich uns nähert? Zwischen diesen ländlichen Dingen schreitet sie auf den Zehenspitzen, wie um sich nicht zu beschmutzen. Es ist der Vogel der Juno, er leuchtet nicht in dem Prunk toter Edelsteine, nein, es sind die wahrhaftigen Augen des Argus: es ist der Pfau, dessen sagenhafte Pracht uns hier in Erstaunen setzt. Er sieht aus wie die Herrin des Hauses vor einem großen Fest, bevor die ersten Gäste kommen; in ihrem Kleid mit schillernder Schleppe, einen azurblauen Halsschmuck um den königlichen Hals, Aigretten auf dem Haupte, so schreitet sie in funkelndem Glanz durch das bewundernde Volk der Gemeinen, die vor ihrem Tore versammelt sind, sie ist gewillt, noch einen letzten Befehl zu geben oder den Prinzen von fürstlichem Geblüte zu erwarten, den sie an der Schwelle empfangen muß.

Doch nein, hier verbringt nur der Pfau sein Leben, er ist ein wahrer Vogel aus dem Paradies im Hühnerhof, zwischen Truthühnern, Enten und anderem Federvieh. Wie die gefangene Andromeda, die zwischen Sklavinnen Leinen webte, so muß er leben, aber er hat nicht, wie sie, die Pracht der königlichen Wahrzeichen und der ererbten Schmuckstücke aufgegeben. Ein Apoll, den man immer erkennt, auch dann, wenn er in seinem Strahlendiadem die Herde des Admet weidet.

IV

Die Familie hört Musik

»Denn die Musik ist etwas Süßes, sie bringt Gleichklang in die Seele, und wie ein göttlicher Chor erweckt sie tausend Töne, die im Herzen ihren Gesang anstimmen.«

Für eine Familie, die wirklich lebt und in der jedes Mitglied denkt, liebt und handelt, ist der Besitz eines Gartens eine gute Sache. Ist des Tages Müh' und Arbeit vorbei, so kommen die Mitglieder der Familie an den Abenden des Frühlings, des Sommers und des Herbstes zusammen; mag der Garten noch so klein sein, mögen sich die Hecken noch so nahe gegenüberstehen, so hoch sind sie nicht, als daß man nicht ein großes Stück Himmel sehen könnte, wohin jedermann die Augen erheben kann, um zu träumen, ohne zu sprechen. Das Kind träumt von Zukunftsplänen, von der Wohnung, die es mit dem geliebten Kameraden beziehen will, um sie nie zu verlassen, es träumt von allen unbekanntem Pfaden der Erde und des Meeres. Der Jüngling träumt von dem geheimnisvollen Zauber der Frau, die er liebt, die Mutter träumt von der Zukunft ihres Kindes, und die Frau, die sonst schwer ihren Frieden finden kann, entdeckt auf dem Grunde dieser lichten Stunde unter der kalten Außenseite ihres Mannes eine schmerzliche Wehmut, die sie tief zu Mitleid rührt. Der Vater verfolgt mit den Augen die Rauchwolke, die über ein Dach emporsteigt, und er hängt seine Gedanken an die freundlichen Szenen der Vergangenheit, die zauberhaft das Licht des Abends bis in die Ferne durchleuchtet. Er denkt an seinen kommenden Tod und an das Leben seiner Kinder nach seinem Tode; und so erhebt sich die Seele der ganzen Familie gläubig gegen Sonnenuntergang, während der große Lindenbaum, die Kastanie oder die Tanne über sie die Benediktion ihres erwählten Duftes ausgießt oder die Weihe ihres ehrwürdigen Schattens.

Aber für eine Familie, die wirklich lebt, wo jeder denkt, liebt und handelt, für eine beseelte Familie gibt es nichts Süßeres, als wenn sich diese Seele abends in einer Stimme inkarniert, das heißt, wenn sie widerklingt in der klaren und unversiegbaren Stimme eines jungen

Mädchens oder eines Jünglings, der die Gabe der Musik oder des Gesangs empfangen hat. Käme ein Fremder an der Gartenpforte vorbei, hinter der die Familie schweigt, so könnte er fürchten, durch seine Annäherung alle ihre gläubigen Träume zu stören. Aber könnte der Fremde, ohne den Gesang zu hören, die Versammlung von Verwandten und Freunden nur wahrnehmen, wie sie ganz Ohr ist – müßte er da nicht den Eindruck haben, er wohne einer unsichtbaren Messe bei? Und das heißt so viel, daß trotz der Verschiedenheit der Haltung in der echten Ähnlichkeit des Ausdrucks sich die untrügliche Einheit dieser Seelen ausspricht – die im Augenblick verwirklicht ist durch die Zuneigung, verwirklicht zu ein und demselben idealen Drama, kraft der Ausgießung in der Kommunion ein und desselben Traumes. Wenn in einem Augenblick der Wind die Pflanzen niederbeugt und weithin die Äste bewegt, da läßt ein Hauch die Köpfe sich beugen oder sich plötzlich wieder erheben. Es ist nicht anders, als ob ein unsichtbarer Bote ihnen allen einen aufregenden Bericht brächte – sie alle scheinen mit Angst zu lauschen und mit tiefer Anteilnahme oder gar mit Schauder ein und dieselbe neue Nachricht anzuhören, die indessen in jedem ein anderes Echo erweckt. Die beklemmende Erregung der Musik ist auf ihrem Gipfel, ihre Anführung wird gebrochen durch einen tiefen Fall, ein neuer Anlauf folgt, verzweifelt wie nie zuvor. Die Musik geht ohne Grenzen im Licht auf, ihre Geheimnisse verlieren sich im Dunkeln, für einen sind es die weiten, ausgebreiteten Schaustücke des Lebens und des Todes, für das Kind sind es herzbeklemmende Verheißungen von Meeren und von fremden Ländern, für den leidenschaftlich Liebenden ist dieses Geheimnis grenzenlos, es ist das Hell-Dunkel der Leidenschaft. Der Denker sieht sein ganzes sittliches Leben sich abrollen. Verliert die Melodie den Schwung und sinkt herab, so ist es sein Fallen und seine Schwäche; aber sein ganzes Herz bäumt sich auf und nimmt einen Anlauf, wenn die Melodie ihren Aufschwung wiedergewinnt. Das mächtige Grollen der Harmonien erschüttert die geheimnisvollen, reichen Tiefen seiner Erinnerung bis zum Grunde. Der Mann des tätigen Lebens atmet keuchend in dem Gewirr der Akkorde, in dem Galopp der schnellen Tonfolgen; majestätisch triumphiert er in dem Adagio. Selbst die ungetreue Frau fühlt, wie ihr Fehltritt verziehen wird, er ist zu nichts geworden, denn auch er hatte seinen himmlischen Ursprung in dem nie

gesättigten Herzen, dem die täglichen Freuden nie Genüge getan haben; wohl hatte es sich verirrt und seinen Weg verloren, aber doch nur auf der Suche nach dem Geheimnis – und von diesem Geheimnis strömt jetzt diese Musik über, voll wie die Stimme der Glocken krönt sie das sehnlichste Verlangen.

Wenn auch sonst der Musiker vorgibt, er genieße in der Musik nur das Vergnügen der technischen Vollendung, so zeigt auch er jetzt alle Zeichen einer echten Erregung, denn sie ist nur verschleiert durch sein musikalisches Schönheitsempfinden, und dieses Schönheitsempfinden hatte sich seinem eigenen Blick bisher verborgen. Und zuletzt ich selbst, ich höre in der Musik die weiteste, die umfassendste Schönheit des Lebens und des Todes, des Meeres und des Himmels, und von jetzt an fühle ich in deinem Zauber noch mehr Eigenes, nie und nirgends Wiederkehrendes. O du meine teure Vielgeliebte!

V

Die Paradoxe von heute sind die Vorurteile von morgen. Denn auch die breitesten und widerlichsten Vorurteile von heute hatten einmal ihren Geburtstag, an dem die Mode ihnen ihre gebrechliche Anmut geliehen hat. Viele Frauen von heute wollen sich frei machen von allen Vorurteilen, aber was sie darunter verstehen, sind Grundsätze. Hier ist ihnen das Vorurteil zu einer schweren Last geworden, mögen sie sich auch damit schmücken wie mit einer eigenen, etwas fremdartigen Blume. Sie können nicht glauben, daß etwas nach einem tieferen Plan gebaut sei, daher messen sie alle Dinge mit gleichem Maße. Sie genießen ein Buch oder das Leben selbst wie einen schönen Tag oder wie eine Orange. Sie sagen: »Kunst« bei einer Schneiderin und Philosophie bei der »Vie Parisienne«. Sie würden es unter ihrer Würde finden, wenn sie sich ohne Klassifizierung, ohne Urteil einfach damit begnügen sollten, zu sagen: Das ist gut, jenes schlecht. Früher war's so, daß, wenn eine Frau sich gut aufführte, sie so lebte zur Beruhigung ihrer Moral, das heißt, sie tat es zur Beruhigung ihres Denkens auf Kosten ihrer instinktiven Natur. Heute geschieht es zur Beruhigung der instinktiven Natur auf Kosten der Moral – das heißt soviel, auf Kosten ihrer nur in der Theorie bestehenden Unmoral (siehe die Dramen von Halévy und Mailhac). Alle Bande der Moral und der gesellschaftlichen

Gesetze sind bis aufs äußerste gelockert, die Frauen schwanken verzweifelt zwischen dieser theoretischen Unmoral und einer instinktiven Güte. Was sie suchen, ist nur die Wollust, aber die findet man nur, wenn man nicht sucht, wenn man sich ganz dem ursprünglich Quellenden hingibt. Dieser Skeptizismus, dieser Dilettantismus würde in einem Buche ebenso störend wirken wie eine Mode außer Mode. Aber die Frauen sind alles andere eher als Zukunftsprediger von Mode und Geist, vielmehr sind sie verspätete Nachzügler und Nachbeter. Heute gefällt ihnen noch der Dilettantismus, und er paßt ihnen. Wenn er auch ihr Urteil trübt, wenn er ihr Benehmen entnervt, man kann doch nicht leugnen, daß er ihnen eine etwas angeschmutzte, aber noch liebenswerte Anmut verleiht. So lassen sie uns bis zur Wonne fühlen, was an Leichtigkeit und Süße eine überraffinierte Zivilisation noch bieten kann. Da gibt es einen ewigen Aufbruch nach Cythere, wo die Feste weniger mit aufgerührten Sinnen als in der Phantasie gefeiert werden. Das Herz, der Geist, Augen, Nase, Ohren, alles bringt einen Hauch von Wollust in ihre Attitüden. Wer diese Zeit gut schildern will, muß sie – wenigstens ist das mein Gefühl – ohne rechte Anspannung, ohne Rückgrat zeichnen. Diesem Leben entströmt der sanfte Duft aufgelöster Frisuren ...

Der Ehrgeiz berauscht mehr als der Ruhm. Die Sehnsucht läßt alle Dinge blühen, der Besitz zieht alle Dinge in den Staub. Besser, sein Leben träumen als es leben. Mag immerhin auch noch im Leben so viel Traum enthalten sein, nur weniger geheimnisvoll und zugleich auch weniger klar, mag sich auch im Leben ein undurchsichtiger, schwerer Traum abspiegeln, ähnlich dem zerstreuten Traume in dem dumpfen Bewußtsein wiederkäuender Tiere. Schöner sind die Stücke von Shakespeare vom Arbeitszimmer aus gesehen, als auf dem Theater dargestellt. Die Dichter, welche Frauengestalten unvergänglicher Liebe geschaffen haben, haben oft nur mittelmäßige Dienerinnen in Gasthöfen gekannt, und im Gegensatz dazu haben die umworbensten Wollüstlinge nicht einmal die Fähigkeit, das Leben zu begreifen, das sie selbst führen oder das vielmehr sie führt. – Ich habe einen kleinen zehnjährigen Jungen gekannt, der hatte eine zarte Gesundheit und eine frühreife Einbildungskraft, und dieser Knabe hatte einem etwas älteren

Mädchen eine reine Geistesliebe geweiht. Stundenlang verweilte er am Fenster, um es vorübergehen zu sehen, weinte, wenn er es nicht sah, weinte noch mehr, wenn er es gesehen hatte. Sehr kurze Zeit und sehr selten verweilte er an der Seite des Mädchens. Er schlief nicht mehr, aß nicht mehr. Eines Tages warf er sich aus dem Fenster. Man dachte im Anfang, die Verzweiflung darüber, sich seiner Freundin nicht nähern zu können, habe ihn in den Tod getrieben. Man erfuhr aber, daß er (gerade umgekehrt) sehr lange mit ihr gesprochen hatte, und sie hatte sich außerordentlich liebenswürdig gegen ihn gezeigt. So nahm man denn an, daß er auf die grauen Tage verzichten wollte, die ihm noch zu leben blieben nach dieser Zeit einer Trunkenheit, die er möglicherweise nicht mehr erneuern konnte. Zahlreiche Geständnisse, die er seinerzeit einem seiner Freunde gemacht hatte, ergaben den Einblick, daß er jedesmal eine Enttäuschung empfunden hatte, sooft er die Königin seiner Träume sah – aber kaum war sie fort, so gab seine fruchtbare Phantasie ihre ganze Macht dem kleinen fernen Mädchen, und er sehnte sich nach ihm. Jedesmal versuchte er seine Enttäuschung auf die ungünstigen Nebenumstände des jeweiligen Zusammenseins zurückzuführen. Nach jener letzten Zusammenkunft, bei der er, kraft seiner bereits gelehrig gewordenen Phantasie, seine Freundin auf den höchsten Gipfel der Vollendung geführt hatte, deren sein inneres Wesen fähig war, maß er verzweifelnd diese halbe Vollendung an der ganzen, worin er lebte und an der er starb, und er stürzte sich aus dem Fenster.

Sodann ward er zum Idioten, lebte noch lange: Von seinem Stürze rührte eine Wandlung her, die ihn seine Seele vergessen ließ, sein Denken, seine Sprache, seine Freundin, die er wiedersah, ohne sie zu erkennen. Sie aber heiratete ihn trotz aller Bitten und Drohungen und starb ein paar Jahre nachher, ohne daß er sie noch einmal wiedererkannt hatte. – Das Leben ist wie diese kleine Freundin. Wir träumen es, und wir lieben es in seiner Traumgestalt. Man muß nicht versuchen, es zu leben. Man stürzt sich wie der kleine Junge in den Stumpfsinn, nur nicht mit einem Male, denn alles im Leben schwächt sich mit unmerklichen Nuancen ab. Sind zehn Jahre vergangen, dann erkennt man seine Träume nicht wieder, oder man verleugnet sie, man lebt wie ein Rind für das Gras, das man im Augenblick weidet. Und wer

kann sagen, ob aus unserer Vereinigung mit dem Tode unsere unbewußte Unsterblichkeit erwachsen kann?

VI

»Herr Hauptmann«, sagte der Offiziersbursche ein paar Tage nachdem die kleine Wirtschaft eingerichtet war, wo sein pensionierter Herr bis zu seinem Tode leben sollte (seine Herzkrankheit versprach ihm keine lange Lebensdauer mehr), »Herr Hauptmann, vielleicht würden Sie ein paar Bücher ein wenig zerstreuen, da Sie jetzt weder der Liebe nachgehen können noch auch sich duellieren. Was soll ich Ihnen kaufen?«

»Kaufe nichts! Keine Bücher. Sie können mir nichts sagen, was ebenso interessant wäre wie das, was ich erlebt habe; viel Zeit habe ich nicht mehr vor mir, und ich will, daß mich nur meine Erinnerungen zerstreuen. Gib mir den Schlüssel zur großen Truhe, von ihrem Inhalt will ich alle Tage etwas lesen.«

Und er nahm Briefe heraus, es entströmte ein weißliches, bisweilen auch farbiges Meer, nichts als Briefe, sehr lange, aber auch einzeilige, auf eine Karte geschriebene, manche mit verwelkten Blumen, mit Andenken versehen oder mit kargen Anmerkungen von seiner eigenen Hand, um sich die Nebenumstände des Tages zurückzurufen, an dem er sie empfangen hatte, ferner Photographien, die trotz aller Vorsicht verblichen waren, gleich den Reliquien, welche gerade die Gläubigen mit ihrer Frömmigkeit zerstört haben, denn diese küssen sie zu oft. Und alle diese Dinge waren sehr alt, es waren Andenken von toten Frauen darunter und von solchen, die er seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Und es gab in all diesen Dingen winzige, aber scharf umrissene Zeichen von Sinnlichkeit oder Zärtlichkeit, die sich auf ein Fast-Nichts in seinem Leben mit seinen Nebenumständen bezogen, es war wie ein weitläufiges Fresko, das sein Leben abschilderte, ohne es zu erzählen, bloß in seiner tiefglühenden Farbe, in seiner sehr unbestimmten und gleichzeitig sehr eigenen Art – und vor allem mit einer ergreifenden Gewalt. Da gab es Beschwörungen von Küssen auf den Mund – auf einen frischen Mund, für den er jetzt ohne Zaudern sein Leben gegeben

hätte und der sich seitdem von ihm abgewandt hatte –, solche Erinnerungen ließen ihn lange weinen. Wohl war er sehr schwach und abgenutzt, aber wenn er in einem Zuge ein wenig von diesen immer noch lebendigen Erinnerungen trank, da war es wie ein Glas Wein, stark und in derselben Sonne gereift, wie sie sein Leben verzehrt hatte, dann empfand er einen guten lauen Hauch, wie ihn der Frühling dem Genesenden gibt oder der geheizte Winterherd dem Schwachgewordenen. Er fühlte, daß sein alter, abgebrauchter Körper einst in den gleichen Lebensflammen geglüht hatte, und das gab ihm eine Nachernte des Lebens, dieselben verzehrenden Flammen. Dann dachte er daran, daß, was sich nun lang über ihn hinlagerte, einzig Schatten waren, ohne Maß, stets in Bewegung, nicht zu fassen, ach, und bald eins mit der ewigen Nacht – da mußte er weinen.

Wohl wußte er nun, daß das alles nur Schatten von Flammen waren, die fortgewandert waren, um anderswo zu brennen, und die er nicht wiedersehen würde, und doch blieb er dabei, diese Schatten anzubeten und sich ihnen hinzugeben – denn im Vergleich mit dem absoluten Nichts der nahen Zukunft bedeuteten sie Dauer für ihn. Und es gesellten sich alle diese Küsse und alle diese geküßten Haare und alle diese Lippen und Tränen und diese Zärtlichkeiten, ausgeschenkt wie Wein, um zu berauschen, das alles paarte sich mit diesen Verzweiflungen wie Musik oder wie der Abend sich paart mit dem Glück, sich ausströmen zu fühlen bis an die letzten Grenzen des Geheimnisses und der Gesckicke. Diese angebetete Frau, die ihn so festgehalten hatte, daß es für ihn damals nur eines gab, ihr mit seiner ganzen Anbetung zu dienen, nun war sie ganz im Nebel verschwunden, ohne daß er sie halten konnte, konnte er ja nicht einmal den ausgestreuten Duft der wehenden Säume ihres Mantels halten – er verkrampfte sich, um ihn nochmals zu leben, ihn wieder anzufachen und ihn vor sich wie einen Schmetterling an eine Nadel zu heften. Und mit jedem Male wurde es schwerer. Nie konnte er den Schmetterling festhalten – was er konnte, war, daß er ihm jedesmal mit den Fingern etwas von dem Flügelschmelz fortnahm, oder vielmehr: er sah die Schmetterlinge im Spiegel, vergeblich stieß er sich wund an dem Spiegel, um sie zu berühren, aber er machte ihn nur trüb und sah sie nur noch undeutlich und weniger bezaubernd. Und nichts konnte

den getrübbten Spiegel seines Herzens erneuern, jetzt, da der reinigende Atemhauch der Jugend oder des Genies nicht mehr darüber hinwegstrich – welches unbekannte Gesetz unserer Jahreszeiten, welche geheimnisvolle Tag- und Nachtgleiche unseres Herbstes sprach sich darin aus?

Jedesmal machte es ihm weniger Kummer, diese Küsse verloren zu haben und diese endlosen Stunden und diese Düfte, die ihm einst Entzücken gewesen. Daß er weniger litt, machte ihn leiden, und dann verschwand selbst dieses Leiden. Und dann waren alle Leiden fort, die Freuden mußte er, nicht vertreiben, denn sie waren lange schon, ohne ihr Haupt zu wenden, auf geflügelten Sohlen entflohen, blühende Zweige in der Hand; sie waren von dieser Behausung gegangen, die nicht mehr jung genug war für sie. Und dann starb er wie alle Menschen.

VII

Reliquien

Ich habe alles erworben, was man aus dem Besitz der Frau verkauft hat, deren Freund ich hatte sein wollen und die mich keines Wortes gewürdigt hat. Ich habe das kleine Kartenspiel, daß sie alle Abende unterhalten hat, ihre beiden Bronzeäffchen, drei Romane, die auf dem Deckel ihr Wappen tragen, ihre Hündin. O ihr Köstlichkeiten, teure Freuden ihres Lebens! Euch hat, ohne daß ihr es wie ich genossen hättet, ja ohne daß ihr es ersehnt habt, ihre freie Zeit gehört, die unverletzlichste, die ganz geheimgehaltene. Ihr habt euer Glück nicht gefühlt und könnt es nicht erzählen.

Ihre Finger haben die Karten an jedem Abend im Kreise ihrer nächsten Freunde berührt, die Karten haben sie gesehen, wenn sie sich langweilte oder wenn sie lachte, sie waren dabei am Beginn ihrer Liaison, sie hat sie hingelegt, um den Mann zu umarmen, der dann nachher jeden Abend wiederkam, um mit ihr Karten zu spielen.

Das sind die Romane, die sie in ihrem Bett geöffnet und geschlossen hat nach ihrer Laune, nach dem Grade ihrer Müdigkeit, sie hat sie ausgewählt nach den Grillen des Augenblicks, da ihre vertrauten Träume sich mit den Phantomen der Bücher paarten, damit sie sich besser ihrer

eigenen Traumwelt hingeben konnte – habt ihr nichts von ihr zurückbehalten, könnt ihr mir nichts erzählen?

Ihr Romane, sie hat doch mit ihrer Menschlichkeit das Leben eurer Helden und eures Dichters mitgelebt. Ihr Karten, hat sie nicht nach ihrer Art mit euch die Ruhe und bisweilen auch die Fieberstunden des lebendigen Beisammenseins nachempfunden, habt ihr nichts behalten von ihrer Gedankenwelt, die ihr zerstreut habt oder erfüllt, nichts von ihrem Herzen, das ihr geöffnet habt oder getröstet?

Karten und Romane, so oft wart ihr in ihrer Hand, so lange bleibt ihr auf ihrem Tisch, Dame, König und Bube, ihr unbeweglichen Genossen ihrer tollsten Feste, Romanhelden und Heldinnen, die ihr geträumt habt neben ihrem Bett, unter den gekreuzten Lichtern ihrer Lampe und ihrer Augen, euren langen schweigsamen und doch gesangvollen Traum geträumt – es kann nicht sein, daß ihr den ganzen Duft verflüchtigt habt, womit die Luft ihres Zimmers, das Gewebe ihrer Kleider, die Berührung ihrer Hände oder Knie euch durchtränkt hat.

Ihr habt die Falten und Knicke behalten, womit ihre freudige oder nervöse Hand euch umgeblättert hat, vielleicht haltet ihr auch die Tränen, die ein Romankummer oder ein Lebenskummer ihr abgepreßt hat, noch gefangen. Das Tageslicht, das ihre Augen glänzen ließ oder ihnen wehetat, hat euch diese warme Farbe gegeben. Zitternd berühre ich euch, voller Angst vor euren Ausstrahlungen, unruhig über euer Schweigen. Ach, vielleicht war sie wie ihr, ihr zauberhaft zerbrechlichen Dinge, vielleicht war sie ohne Empfinden, ja ohne bewußtes Wissen ihrer eigenen Anmut. Ihre tiefste Schönheit war vielleicht in meiner Sehnsucht. Sie hat ihr Leben gelebt, aber vielleicht bin ich es, der sie nur erträumt hat.

VIII

Mondscheinsonate

1

Es war nicht so sehr der anstrengende Weg als vielmehr die Erinnerung an meinen Vater und seine Forderungen, es war die Gleichgültigkeit Pias, der blinde Haß meiner Feinde, was mich so sehr erschöpft hatte. Am Tage konnte mich die Gesellschaft Assuntas zerstreuen, ihr Gesang, ihr mildes Wesen mir gegenüber, den sie so wenig kannte, ihre Schönheit, weiß, braun und rosenfarben, ihr Parfüm, das alle Böen des Windes siegreich überdauerte, die Feder an ihrem Hute und die Perlen an ihrem Halse. Als ich mich aber gegen neun Uhr abends gänzlich niedergedrückt fühlte, bat ich sie, mit dem Wagen zurückzukehren und mich dazulassen, damit ich mich in der freien Luft etwas erholen könne. Wir waren fast nach Honfleur gekommen; der Platz war gut gewählt, geschützt von einer Mauer, vor mir hatte ich eine Allee gewaltiger Bäume, die den Wind abhielt, die Luft war mild; Pia sagte ja und verließ mich. Ich legte mich auf den Rasen, das Gesicht gegen den düsteren Himmel gewendet. Es wiegte mich das Raunen des Meeres, das ich hinter mir vernahm, ohne es in der Finsternis richtig wahrnehmen zu können.

Bald träumte ich, daß vor mir der Sonnenuntergang weithin das Meer und den Strand erleuchte. Die Dämmerung fiel ein, und es schien mir, als sei es eine Dämmerung wie alle andern und ein Sonnenuntergang wie alle andern. Aber jemand kam und brachte mir einen Brief, ich wollte ihn lesen und konnte nichts unterscheiden. Jetzt erst kam ich zu der Wahrnehmung, daß trotz dieses Eindrucks von besonders strahlendem und weithin ausgestreutem Licht es doch sehr dunkel blieb. Dieser Sonnenuntergang war außerordentlich bleich, strahlend wohl, aber nicht hell, und auf diesem magisch erleuchteten Sande sammelten sich so viel Massen von Dunkelheit an, daß eine mühevoll Anstrengung nötig wurde, wollte ich eine Muschel entdecken. In dieser eigenen Traumdämmerung gab es einen Sonnenuntergang von kranker und entfärbter Art, wie an einem arktischen Gestade. Meine Sorgen waren

alle verschwunden, die Entschließungen meines Vaters, Pias Gefühle, die bösen Gesinnungen meiner Feinde beherrschten mich wohl noch, aber sie erdrückten mich nicht mehr; wie eine Naturnotwendigkeit waren sie mir gleichgültig geworden. Der Gegensatz zu diesem düsteren Schimmerglanz, das Wunder dieser zauberhaften Ruhe mitten in meinem Unglück machten mich nicht mißtrauisch, nicht furchtsam, sondern ich war eingehüllt, gebadet, ertränkt in einer sich steigernden Empfindung von Süße, die in ihrer Köstlichkeit so stark wurde, daß sie mich erweckte.

Ich öffnete die Augen. Sehr bleich und sehr strahlend, so breitete sich mein Traum rings um mich aus. Die Mauer, gegen die ich schlafend mich gelehnt hatte, stand im vollstem Licht, der Schatten des Efeus zeichnete sich der Länge nach ebenso kräftig ab wie um vier Uhr nachmittags. Das Blätterwerk einer holländischen Pappel ward von einem kaum wahrnehmbaren Hauche zurückgebogen und glitzerte hell. Man sah Wellen und weiße Segel auf dem Meere, der Himmel war klar, der Mond aufgestiegen. Leichte Wolken schleierten auf kurze Augenblicke über ihn, aber dann färbten sie sich mit blauen Tönen, deren Blässe tief war wie der Scheinkörper der Quallen oder das Herz eines Opals. Überall flimmerte klares Licht, doch konnte ich es nirgends fassen. Selbst auf dem Rasen, der bis zur Spiegelung stark glänzte, blieb ein Rest Dunkelheit. Die Bäume, ein Graben waren absolut schwarz.

Plötzlich erhob sich wie eine Unruhe ein zartes, langgezogenes Geräusch, rasch schwoll es an, es schien sich über das Gehölz dahinzuwälzen. Es war das Zittern der Blätter, die der Windstoß streifte. Und ein Stoß nach dem andern zerschellte wie eine Woge an dem weiten Schweigen der endlosen Nacht. Dann schwoll der Lärm ab und verstummte ganz. In dem geraden, ebenen Wiesengelände vor mir zwischen den beiden breiten Eichenalleen schien ein Strom von Helligkeit dahinzurollen, an beiden Seiten von Schattenmauern zusammengehalten. Der Mondesglanz rief das Wächterhaus ins Licht, das Blätterwerk, ein Segel; all das wurde aus der auslöschenden Umarmung der Nacht gezogen, aber zum Leben wiedererweckt ward es nicht. In dem schlummernden Schweigen erhellte der Mondschein nur das leere Gehäuse ihrer Form, ohne daß man die Umrisse wahrnehmen

konnte, die ihnen während des Tages ihr untrügliches Wirklich-Sein gegeben hatten, wirklich bis zur Bedrückung, bis zur letzten Gewißheit ihrer Gegenwart und der steten Dauer ihrer banalen Nachbarschaft. Ein Haus ohne Tor, ein Blätterwerk ohne Stamm, fast ohne Blätter, ein Segel ohne die Barke, all dies erschien nun nicht mehr wie eine grausame, unabwendbare, unleugbare, monotone, gewohnheitsmäßige Wirklichkeit, sondern als fremdartiger Traum, ohne inneren Zusammenhang und strahlend mit seinen schlummernden Bäumen, die ihr Haupt in die Dunkelheit versenkten. In der Tat, nie hatte der Wald so tief geschlafen, man fühlte: der Mond hatte diesen Augenblick benutzt, um den Wald ohne Laut in den Himmel zu führen – und über das Meer dieses große, sanfte, bleiche Fest. Meine Geliebte war verschwunden. Ich hörte meinen Vater, wie er mich schalt, meine Feinde, wie sie Verschwörungen schmiedeten, und nichts von alledem erschien mir wirklich. Die einzige Wirklichkeit lag in diesem unwirklichen Lichte, und diese rief ich lächelnd an. Ich verstand nicht, welche geheimnisvolle Ähnlichkeit hier meinen Kummer, meine Sorgen mit den feierlichen Geheimnissen dort vereinigte, die in den Wäldern gefeiert wurden, im Himmel und über dem Meere; aber ihre Deutung fühlte ich, ihre Verzeihung war vollzogen, es war ohne Bedeutung, ob mein Verstand das Geheimnis wußte oder nicht, wenn nur mein Herz es gut erriet. Mit ihrem Namen rief ich die heilige Mutter der Nacht, meine Schwermut hatte im Monde ihre unsterbliche Schwester wiedererkannt, der Mond strahlte über den verwandelten Schmerzensfiguren der Nacht und in meinem Herzen, wo sich das Gewölk zerstreut hatte und wo aufgegangen war in ihrem Strahlenglanze die Melancholie.

2

Nun hörte ich Schritte. Assunta kam zu mir, ihr lichtiges Haupt erhob sich über einem weiten, dunklen Mantel. Sie sprach sehr leise zu mir: »Ich hatte Angst, daß Sie frieren. Mein Bruder ist zu Bett gegangen, ich bin zurückgekommen.« Ich näherte mich ihr. Ich zitterte, sie nahm mich unter ihren Mantel, und um den Saum des Mantels besser halten zu können, legte sie ihre Hand um meinen Hals. Wir machten einige Schritte unter den Bäumen, dann in tiefer Dunkelheit. Irgend etwas funkelte vor uns, ich hatte nicht Zeit auszuweichen und machte einen

Sprung zur Seite, aus Angst, daß wir gegen einen Stamm stoßen könnten, aber das Hindernis verlor sich vor unseren Füßen, wir waren in den Mond getreten. Ich näherte meinen Kopf dem ihren. Sie lächelte, ich begann zu weinen, da sah ich, daß auch sie weinte. So verstanden wir nun, daß der Mond weinte und daß seine Traurigkeit im Verein war mit der unseren. Die ergreifenden und sanften Rufe seines Lichtes gingen uns zu Herzen. Wie wir weinte auch er, und wie wir's fast immer tun, weinte er, ohne zu wissen warum, aber er fühlte es so tief, daß er in seine stille, seine unwiderstehliche Verzweiflung die Wälder mit hereinzog, die Felder, den Himmel, der von neuem sich im Meere spiegelte, und mein Herz, das endlich klar sah in seinem Herzen.

IX

Tränen fließen aus vergangenen Liebesschmerzen

Die Rückkehr der Roman-Dichter oder ihrer Helden zu ihren abgestorbenen, geschiedenen Liebesgefühlen, so rührend sie für den Leser sein mag, ist unglücklicherweise mehr Kunst als Natur. Hier ist ein Gegensatz zwischen der Unermeßlichkeit unserer vergangenen Liebe und dem absoluten Nullpunkt unseres augenblicklichen Empfindens, wovon uns tausend greifbare Einzelheiten bewußt überzeugen – ein Name, der in der Unterhaltung genannt wird, ein Brief, wiedergefunden in der Schreibtischlade, die Begegnung mit der Person oder, besser noch, ihr Besitz nach dem großen Tag, um es so zu sagen –, dieser Konflikt, sage ich, so herzergreifend, so von stillen Tränen verhalten er sich uns in einem Werke der Kunst zeigen kann, wir stellen ihn ungerührt im Leben fest; der mathematisch genaue Grund dafür ist, daß wir nun in einer Atmosphäre von Gleichgültigkeit und Vergessen leben, daß die einst so Tiefgeliebte und das Gefühl selbst jetzt nur unser ästhetisches Wohlgefallen erregen, und vor allem, weil mit der Liebe auch die Unruhe verschwunden ist und die erhöhte Fähigkeit, zu leiden. Die erdrückende Melancholie dieses Gegensatzes ist nichts als eine Wahrheit der Moral. Sie würde psychologisch zur Wirklichkeit, wenn ein Schriftsteller sie an den Beginn einer Leidenschaft setzen wollte statt an deren Schluß.

Oft kommt es vor, daß wir im Beginn einer Liebe uns von der Erfahrung und von unserem Scharfblick warnen lassen (trotz des Widerspruchs des Herzens, das auf seinem Gefühl besteht oder vielmehr auf der Illusion einer ewigen Dauer dieses Gefühls), und weil wir wissen, daß eines Tages der lebendige Mittelpunkt unseres Daseins uns ebenso gleichgültig sein wird, wie uns jetzt alle früheren sind, während SIE ... Wir werden einmal ihren Namen hören ohne wollüstigen Schmerz, ihre Schriftzüge erblicken ohne Zittern, werden unsern Weg nicht ändern, um ihr zu begegnen auf der Straße, wir werden sie treffen ohne Erregung und besitzen ohne Überschwang. Weinen wird uns dies Vorauswissen machen, das allzusichere – trotz des absurden, starken Vorgefühls, wir würden sie ewig lieben. Noch einmal will uns die Liebe aufgehen, wie ein gottvoller Morgen, in grenzenlosem Geheimnis und dennoch traurig, und diese Liebe wird vor unserm Schmerz etwas von ihrem großen Horizont entfalten, von den fremden Weiten, von den tiefen Fernen, ein wenig von seiner zauberhaften Hoffnungslosigkeit ...!

Süß ist es für den Kummervollen, sich in die Wärme seines Bettes zu flüchten, hier mag er sich, wenn er jede Anstrengung und allen Widerstand aufgegeben hat, ganz sich selbst überlassen, wie ein Zweig dem Winde im Herbst. Aber es gibt ein besseres Bett, von göttlichen Düften umhaucht. Unsere süße, unsere tiefe, unsere untrügliche Freundschaft ist es. Bin ich vor Kummer bis ans Herz vereist, dann bette ich fröstelnd hier mein Herz. Selbst meine Gedanken wickle ich in die Decke unserer warmen Zärtlichkeit, von der Außenwelt will ich nichts mehr sehen, entwaffnet will ich mich nicht mehr wehren, aber durch das Wunder unserer Zärtlichkeit bin ich neugestärkt, unbesiegbar fast, ich weine in meinem Kummer vor Freude, eine Stätte des Friedens und einen guten Schutz gefunden zu haben.

X

Flüchtige Wirksamkeit von Kummer

Laßt uns dankbar sein gegen alle, die uns Glück geben, denn es sind Zaubergärtner, und unter ihrer Hand blühen unsere Seelen auf. Dankbarer noch laßt uns sein gegen bössartige oder auch nur gleichgültige Frauen, gegen grausame Freunde, die uns Kummer

bereitet haben. Sie haben unser Herz verwüstet, das noch jetzt mit formlosen Trümmern bedeckt ist, sie haben die Stämme entwurzelt und die feinsten Triebe zerstört wie ein wütender Wirbelwind, aber er hat doch einige gute Samenkörner ausgestreut für eine künftig ungewisse Ernte.

Sie haben all unser kleines Glück zertreten, worunter unser großer Jammer verborgen lag, sie haben aus unserm Herzen einen nackten, melancholischen Gefängnishof gemacht, aber sie haben uns endlich die Möglichkeit gegeben, es ruhig zu betrachten und unser Urteil zu fällen. Einen ähnlichen Dienst erweisen uns die ernsten Stücke. Deshalb muß man sie höher schätzen als die fröhlichen, denn diese täuschen unsern Hunger bloß, statt ihn zu stillen: das Brot, dessen wir bedürfen, ist bitter. Im Glück erscheinen uns die Schicksale von unsresgleichen nicht in ihren echten Farben, sondern so, wie das Interesse sie maskiert oder die Begierde sie verwandelt. Aber in der Vereinsamung, wie sie das Unglück mit sich bringt im realen Leben – und in der schmerzvollen Schönheit, wie auf der Bühne –, da sprechen die Geschicke der andern Menschen und besonders unser eigenes Geschick zu unserer aufhorchenden Seele das nie ganz ausgeschöpfte Wort: Wahrheit, Pflicht. Das ernste Werk eines echten Künstlers spricht mit dem Tonfall zu uns, den nur der kennt, der durch Leiden gegangen ist – und damit zwingt er jeden, der Leiden kennt, sich von allem andern fortzuwenden und ihn allein anzuhören.

Ach, was das echte Gefühl uns gebracht hat, dieser Mann der spielerischen Laune zaubert es zurück, und mag die Trauer immerhin überlegen sein, sie ist nicht von längerer Dauer als die Tugend. Heute morgen haben wir das Trauerspiel vergessen, das uns noch gestern bis an die Wolken erhoben hat, bis zu einer Höhe, von der wir unser Leben in seiner Totalität, in seiner Echtheit erkannten mit klarsehendem, mit aufrichtigem Mitgefühl. Es mag ein Jahr dauern, und wir haben uns auch über den Verrat einer Frau getröstet, über den Tod eines Freundes. Inmitten dieser Traumtrümmer, inmitten dieses Haufens von geschändetem Glück hat der Wind sein gutes Korn gesät unter einer Flut von Tränen, aber die werden viel zu schnell trocknen, als daß das Korn keimen könnte.

XI

Lob der schlechten Musik

Werft auf die schlechte Musik euren Fluch, aber nicht eure Verachtung! Je mehr man die schlechte Musik spielt oder singt (und leidenschaftlicher als die gute), desto mehr füllt sie sich allmählich an mit den Träumen, den Tränen der Menschen. Deshalb soll sie euch verehrungswürdig sein. Ihr Platz ist sehr tief in der Geschichte der Kunst, ungeheuer hoch aber in der Geschichte der Gefühle innerhalb der menschlichen Gemeinschaft. Die Achtung (ich sage nicht, die Liebe) für die üble Musik ist nicht allein sozusagen eine Form der geschmackvollen Nächstenliebe oder ihr Skeptizismus, vielmehr ist es das Wissen um die soziale Rolle der Musik. Wie viele Melodien, die in den Augen eines Künstlers ganz wertlos sind, sind aufgenommen in den Kreis der vertrauten Freunde von tausend jungen Verliebten oder romantisch Lebenshungrigen. Da gibt es »Goldringelein« und »Ach, bleib lange vom Schlummer gewiegt ...«, es sind Notenhefte, die Abend für Abend zitternd von Händen umgewendet werden, die mit Recht berühmt sind. Die schönsten Augen der Welt haben Tränen über ihnen vergossen, einen traurig-wollüstigen Tribut, um den der reinste Meister der Kunst sie beneiden könnte – es sind Vertraute von Geist und Gedankenflug, die den Kummer veredeln, den Traum steigern; und als Dank für das ihnen anvertraute brennende Geheimnis geben sie berauschte Illusionen von Schönheit zurück. Das Volk, das Bürgertum, die Armee, der Adel haben immer dieselben Briefträger und Trauerträger bei schwerem Unglück und hellstem Glück, und so haben sie auch dieselben unsichtbaren Liebesboten, dieselben sehr geliebten Beichtväter. Es sind die schlechten Musiker. Hier, dieser grauenhafte Refrain, den jedes gut veranlagte und guterzogene Ohr beim ersten Hören von sich weist, er hat den Schatz von tausend Seelen empfangen, er bewahrt das Geheimnis von unzähligen Lebensläufen, denen er blühende Inspiration bedeutet hat und immer bereite Tröstung – denn immer lag das Notenheft halbgeöffnet auf dem Klavierpulte –, es bedeutete ihnen träumerische Anmut und das Ideal. Diese Arpeggien, diese Kadenz haben in der Seele von vielen Verliebten oder Träumern mit paradiesischen Harmonien widergeklungen oder gar mit der Stimme der

vielgeliebten Frau. Ein Heft schlechter Romanzen, abgenutzt von vielem Gebrauche, sollte uns rühren wie eine Gruft oder wie eine Stadt. Was liegt daran, daß die Häuser keinen Stil haben, daß die Gräber unter dummen Inschriften oder banalen Ornamenten verschwinden? Auch von diesem Staubhaufen kann sich, kraft einer wohlwollenden, achtungsvollen Einbildungskraft, die im Augenblick ihren ästhetischen Widerwillen zurückstellt, eine Wolke von Seelen erheben, die zwischen den Lippen noch den grünen Zweig des Traumes trägt, im Vorgefühl der anderen Welten, im Nahgefühl zu Schmerz und Freude hier, in der unseren.

XII

Begegnung am Ufer des Sees

Bevor ich gestern zum Diner ins Bois ging, hatte ich einen Brief von ihr empfangen, der eine außerordentlich förmliche Antwort auf meinen verzweifelten Brief vor acht Tagen enthielt – sie sagte kalt, sie fürchte, mir vor ihrer Abreise nicht mehr Adieu sagen zu können. Ich aber, nicht weniger frostig, antwortete ihr, daß dies das beste sei und daß ich ihr einen schönen Sommer wünsche. Dann kleidete ich mich an und fuhr quer durch das Bois in einem offenen Wagen. Ich war unendlich traurig, aber ruhig. Entschlossen, zu vergessen, hatte ich meine Entscheidung getroffen, und alles andere war Sache der Zeit.

Der Wagen fuhr am See entlang. Da bemerkte ich in der Tiefe eines kleinen Weges, der den See in fünfzig Meter Entfernung von der Allee umkreist, eine einzelne Dame, die langsam ging. Ich erkannte sie vorerst nicht. Sie grüßte mich leichthin mit der Hand, und jetzt erkannte ich sie trotz der Entfernung.

Sie war es. Ich grüßte sie tief. Sie sah mich unaufhörlich an, als wünschte sie, ich solle anhalten und sie mit mir nehmen. Ich tat nichts, aber ich fühlte sofort, wie eine fast greifbare Erregung mich übermannte, um mich beinahe zu erdrücken. »Hab' ich's nicht geahnt«, rief ich, »es muß unbekannte Gründe geben, denen zuliebe sie immer die Kalte gespielt hat. Sie liebt mich, die teure Seele.« Ein unendliches Glück, eine unbesieglige Gewißheit erfaßten mich. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe und brach in Tränen aus. Der Wagen kam in die Gegend von

Armenonville, ich trocknete meine Augen, und vor ihnen erschien, um die letzten Tränen Spuren fortzuküssen, der süße Gruß ihrer Hand – auf meine Augen blieben ihre Augen geheftet mit der sanften Frage, mit dem Wunsche, mit mir zu kommen.

Strahlend erschien ich zum Diner. Mein Glück ergoß sich über alle in fröhlicher Liebenswürdigkeit, in herzlicher Dankbarkeit, dazu kam noch die Empfindung, daß kein Mensch wisse, welche Hand, allen unbekannt, mich begrüßt und in mir das große Freudenfeuer angezündet hatte, deren Strahlenglanz nun allen sichtbar war, und diese Empfindung gab meinem Glücke auch noch den Zauber geheimer Zärtlichkeiten.

Man wartete nur noch auf Frau von T., und sie kam in diesem Augenblick. Es war die banalste Person, die ich je gekannt habe, sie war wohl gut gewachsen, trotzdem außerordentlich widerlich. Aber jetzt war ich zu glücklich, ich mußte jedem Menschen seine Häßlichkeit, seine Fehler verzeihen, und ich wandte mich zu ihr mit einem etwas künstlichen Lächeln.

»Vor einer Stunde waren Sie nicht so liebenswürdig gegen mich«, sagte sie.

»Vor einer Stunde?« fragte ich erstaunt, »vor einer Stunde habe ich Sie doch gar nicht gesehen!«

»Ist's möglich? Haben Sie mich nicht wiedererkannt? Freilich, ich war weit genug. Ich ging den See entlang, Sie kamen stolz im Wagen an mir vorbei, ich habe Sie mit der Hand begrüßt und hatte nicht wenig Lust, mit Ihnen zu fahren, um mich nicht zu verspäten.«

»Ach, Sie waren es?« rief ich einigemal aus, und verzweifelt fügte ich wiederholt hinzu: »Ich bitte Sie um Verzeihung, ich bitte Sie sehr.«

»Was macht er doch für ein unglückliches Gesicht! Mein Kompliment, Charlotte«, sagte die Hausfrau. »Aber trösten Sie sich, denn Sie sind wenigstens jetzt bei ihr.«

Ich war niedergeschmettert, mein ganzes Glück war dahin.

Nun gut. Das Fürchterlichste ist, daß das alles nicht spurlos vorüberging. Das Liebe atmende Bild der Frau, die mich nicht liebte, änderte, ungeachtet meiner Einsicht in meinen Irrtum, auf lange Zeit hinaus

meine Einstellung zu ihr. Ich versuchte eine Wiederannäherung, ich vergaß weniger schnell. Oft suchte ich mich in meinem Kummer mit der Phantasie zu trösten, ihre Hände seien es in jener Minute gewesen – ich schloß die Augen, um sie wiederzusehen, die kleinen Hände, die mich begrüßt, die meine Augen getrocknet hatten und meine Stirn so gut gekühlt –, ihre kleinen Hände in den Handschuhen, die sie mir am Seeufer wie zarte Friedenszeichen entgegengestreckt hat, als Symbole der Liebe und der Versöhnung, während ihre traurig fragenden Augen mich zu bitten schienen, ich möchte sie mit mir nehmen.

So wie ein blutiger Himmel den Vorübergehenden warnt, hier sei ein Brand, so gibt es entflammte Blicke, die Leidenschaften verraten, statt bloß deren Widerschein zu geben. Es sind Flammen im Spiegel. Aber dann gibt es auch neutrale, lustige Menschen mit tiefen, düsteren Augen, hinter denen ein Kummer steht, ganz als sei ein Filter ausgespannt zwischen Augen und Seele, und aller lebendige Gehalt der Seele bliebe, sozusagen durchgesiebt aus dem Inneren, in den Augen.

Von jetzt an wird aber ihre ausgetrocknete Seele bloß angeheizt werden von der Glut des Egoismus (und diese sympathetische Hitze des Egoismus kann ebenso anziehend wirken wie ein echter Leidenschaftsbrand abschreckend), und von da an wird die Seele nichts mehr sein als das künstliche Gehäuse von Intrigen. Sind aber diese Augen ohne Unterlaß von Liebe entflammt und von schmachtender Wollust betaut, umglänzt, umwogt, unauslöschlich überflutet – dann werden sie das Universum erschüttern durch ihre tragische Flammengewalt. Zwillingsphären von heute an, ohne Fesseln der Seele, Liebessphären, brennende Satelliten einer auf ewig erkalteten Welt – so werden sie bis zum Tode einen unendlich trügerischen Schimmer ausstrahlen, falsche Propheten, meineidig auch darin, daß sie eine Liebe versprechen, die das Herz nie halten wird.

XIII

Der Fremde

Dominik saß beim erloschenen Feuer und erwartete seine Gäste. Er lud jeden Abend einen großen Herrn zum Abendessen bei sich ein mit einigen geistvollen Leuten, und da er aus gutem Hause war, reich und

bezaubernd, ließ man ihn selten allein. Noch waren die Leuchter nicht entzündet, und traurig versickerte das Tageslicht im Raum. Plötzlich hörte er, fern und doch vertraut, eine Stimme sprechen: »Dominik.« Es brauchte nichts als dieses Wort, gehaucht von so nah und von so fern, und schon fühlte er Eisesfrost durch Furcht. Nie hatte er diese Stimme gehört und erkannte sie doch sofort, sein Gewissen erkannte sie wieder als die Stimme seines Opfers, eines edlen, getöteten Opfers. Er suchte, er forschte nach einem vergangenen Unrecht, aber er erinnerte sich nicht. Und doch machte ihm diese Betonung ein altes Verbrechen zum Vorwurf, das er unbewußt begangen haben mußte, für das er aber die Verantwortung trug, und so bestätigte sie in seinem Innern seine Trauer und seine Angst. Er sah auf und erblickte, aufrecht, voller Würde und doch vertraut, einen Fremden dastehen, der eine nicht zu bestimmende und dennoch ergreifende Art an sich hatte. Dominik empfing mit einigen achtungsvollen Worten seine traurige und ihrer selbst sichere Autorität.

»Dominik, soll ich der einzige sein, den du nicht zu Abend einlädst? Du hast vieles bei mir gutzumachen – aus alter Zeit. Und dann will ich dich lehren, auf die andern zu verzichten, die dich in deinem Alter verlassen werden.«

»Ich lade dich zum Abendessen ein«, antwortete Dominik mit einer gemachten Ernsthaftigkeit, die er sonst an sich nicht kannte.

»Ich danke«, sagte der Fremde.

Keine Krone war eingegraben auf dem Wappenschild seines Siegelrings, und der Geist hatte auf seinen Worten nicht mit seinen spitzen Nadeln seine hoch leuchtende Spur eingeritzt. Aber aus seinem brüderlichen Blick sprach Dankbarkeit.

»Willst du mich aber bei dir behalten, mußt du den andern Adieu sagen.«

Dominik hörte sie schon an die Tür pochen; die Leuchter waren noch nicht entzündet, es herrschte tiefe Nacht.

»Ich kann sie nicht fortschicken«, sagte Dominik, »ich kann nicht allein sein.«

»Ja, das wärest du – mit mir zusammen heißt allein sein«, sagte traurig der Fremde. »Und doch solltest du mich bei dir behalten. Du hast alte

Schuld gegen mich und solltest sie gutmachen. Ich liebe dich mehr als die anderen und werde dich lehren, wie man sie entbehren kann. Bist du einmal alt, werden sie nicht kommen.«

»Ich kann nicht«, sagte Dominik.

Und doch fühlte er, daß er ein edles Glück opferte unter dem Druck einer zum Herrn gewordenen banalen Gewohnheit, die nicht einmal reich genug war, seinen Gehorsam dereinst mit billigen Vergnügungen belohnen zu können.

»Entscheide dich schnell!« antwortete der Fremde, flehend und stolz zugleich.

Dominik ging ans Tor, um den Gästen zu öffnen, und ohne den Mut zu finden, seinen Kopf zu wenden, fragte er den Fremden: »Wer bist du denn?«

Und im Verschwinden antwortete der Fremde: »Die Gewohnheit, der du mich heute opferst, wird morgen noch stärker sein, denn du hast sie genährt mit dem Blute aus meiner Wunde. Sie wird noch tyrannischer werden, denn du hast ihr wieder einmal gehorcht, mit jedem Tage wird sie dich mehr von mir abwenden, sie wird dich zwingen, mich noch mehr zu quälen. Bald wirst du mich getötet haben. Du wirst mich nie wiedersehen. Und doch bist du mir tiefer verpflichtet als den anderen, die dich, bald schon, verlassen werden. Ich bin in dir und doch auf ewig, auf ewig weit geschieden, fast bin ich schon nicht mehr. Deine Seele bin ich, ich bin du selbst.«

Die Gäste waren eingetreten. Man begab sich in den Speisesaal, wo Dominik seine Unterredung mit dem verschwundenen Gaste erzählen wollte, aber angesichts der allgemeinen Langeweile, angesichts auch der großen Anstrengung, die es den Hausherrn kostete, sich eines fast verblichenen Traumes gewärtig zu werden, unterbrach Girolamo zur Zufriedenheit aller und Dominiks selbst die Rede und zog folgenden Schluß:

»Man muß nie allein bleiben; Einsamkeit ist die Mutter der Melancholie.«

Dann setzte man sich nieder zum Gelage. Dominik plauderte frisch, aber ohne Freude; indessen fühlte er sich geschmeichelt durch seine prachtvolle Tafelrunde.

XIV

Traum

*»Deine Tränen strömten über mich,
meine Lippen haben dein Weinen getrunken.«*

Anatole France

Ohne Mühe kann ich mich meiner Meinung über Frau Dorothy B. entsinnen, wie sie am Sonnabend (vor vier Tagen also) war. Zufällig hatte man gerade an diesem Tage von ihr gesprochen, und meine aufrichtige Ansicht war die, daß ich sie ohne höheren Reiz und Geist fände. Ich glaube, sie ist zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt. Übrigens kenne ich sie kaum, keine frische, kurz zurückreichende Erinnerung konnte, wenn ich an sie dachte, meine Aufmerksamkeit in besonderem Maße fesseln, ich sah einfach die Buchstaben ihres Namens vor mir und weiter nichts.

Ich legte mich nun an diesem Sonnabend zeitig zu Bett. Gegen zwei Uhr morgens wurde aber der Wind so stark, daß ich aufstehen mußte, um einen schlecht befestigten Fensterladen zu schließen, der mich aufgeweckt hatte. Ich warf nun einen Rückblick auf den kurzen Schlummer, der hinter mir lag, und ich freute mich darüber, daß der Schlummer voll Erholung, ohne Druck, ohne Träume gewesen war. Kaum war ich wieder im Bett, als ich wieder einschlief. Aber im Verlaufe einer schwer abschätzbaren Frist erwachte ich nach und nach, oder besser, ich erwachte allmählich in dem Weltraum der Träume, anfangs ebenso verwirrt, wie man's beim Erwachen in der Erdenwelt ist, aber nach und nach wurde alles klarer. Ich lag am Strande von Trouville, und zu gleicher Zeit war es eine Hängematte in einem unbekanntem Garten. Mit sanfter Festigkeit richtete eine Frau ihren Blick auf mich. Es war Frau Dorothy B. Ich war ebensowenig davon überrascht, als ich es am Morgen bin beim Anblick meines Zimmers. Aber ich war auch nicht überrascht von dem überirdischen Zauber, den meine Gefährtin auf mich ausstrahlte, und ebensowenig von den Entzückungen zugleich körperlicher und seelischer Anbetung, die ich ihrer Gegenwart dankte. Wir betrachteten uns wie ein Herz und eine Seele, ein wunderbares

Glück, ein wunderbarer Ruhm schlossen ihren Ring um uns, sie teilte alles mit mir, ich dankte ihr von tiefstem Herzen. Dann aber sagte sie mir: »Es ist doch Wahnsinn von dir, mir zu danken; hättest nicht auch du dasselbe für mich getan?«

Und dieses Gefühl (übrigens unerschütterliche Gewißheit), auch ich hätte das gleiche für sie getan, steigerte als das offenkundige Symbol einer unsagbar engen Verbindung meine Freude bis zum Wahnsinn. Sie machte mit dem Finger ein geheimnisvolles Zeichen und lächelte. Und als sei ich zu gleicher Zeit in mir und in ihr, so war mir bewußt, daß es heißen sollte: »Alle deine Feinde, dein Unglück, dein Versagen und Verzichten, deine Schwächen alle – ist alles vorbei?« Ohne ein Wort verstand sie meine Entgegnung, sie sei es gewesen, die mühelos alles siegreich überwunden hätte, alles Leid hätte sie vernichtet und mit magisch wollüstigem Zauber meine böse Zeit gelöst. Sie näherte sich mir, liebte mit ihren Händen meinen Hals, streifte sanft die Haare meines Bartes fort, dann sagte sie: »Nun wollen wir zu den anderen, wir wollen ins Leben zurück.« Eine übermenschliche Freude erfüllte mich, ich fühlte die Kraft in mir, dieses Irrlichterglück in die Wirklichkeit zu übertragen. Sie wollte mir eine Blume schenken, zwischen ihren Brüsten zog sie eine Rose hervor, noch geschlossen, gelb, betaut, und sie heftete sie an mein Knopfloch. In diesem Augenblick ward mein Glück durch eine neue Wollust vermehrt. Es war die Rose, die, an meinem Knopfloch befestigt, ihren Liebesduft ausatmete bis zu mir. Ich sah, wie meine Freude Dorothy mit einer mir unbegreiflichen Erregung und Unruhe erfüllte. Genau in dem Augenblick, da ihre Augen (durch mein mysteriöses Doppelbewußtsein war ich dessen gewiß) die leichte Anspannung erfuhren, die um eine Sekunde den ersten Tränen vorausgeht, da waren es meine Augen, die sich mit Tränen, ihren Tränen füllten, wenn ich so sagen darf. Sie näherte sich mir, warf ihren Kopf zurück, legte ihr Haupt an meine Wange, so daß ich die geheimnisvolle Grazie, die reizvollste Lebhaftigkeit an ihr bewundern konnte, und nun züngelte es aus ihrem frischen, lächelnden Munde, und ihre Zunge pflückte meine Tränen alle am Rande meiner Augen auf. Dann schluckte sie sie mit einem kurzen Laut ihrer Lippen: das empfand ich als eine

unbekannte Art von Küssen, tiefer und heimlicher aufreizend, als wenn sie mich berührt hätte.

Ich erwachte mit einem Schlage, erkenne mein Zimmer wieder, und ebenso wie der Donner unmittelbar dem Blitze folgt in einem über uns stehenden Gewitter, vereinte sich ein schwindelndes Gefühl von Seligkeit mit dem gleichzeitigen (nicht etwa vorangegangenen) niederschmetternden Bewußtsein, alles Sein sei Schein und alles unmöglich.

Aber trotz aller Vernunftgründe war nun Dorothy B. nicht mehr die Frau, die sie am letzten Abend noch für mich gewesen war. Die flüchtigen Beziehungen zwischen mir und ihr hatten eine schon verblässende Spur in meiner Erinnerung hinterlassen, wie eine gewaltige Flut hinter sich beim Zurückweichen unbestimmte Furchen zieht. Ich sehnte mich, obgleich im voraus entzaubert, danach, sie wiederzusehen, ich hatte den instinktiven Wunsch und zugleich den klugen Widerstand dagegen, ihr zu schreiben. Wurde ihr Name im Gespräch genannt, erzitterte ich, obwohl er nur das verschwimmende Bild dieser letzten Nachterscheinung mir neu ins Bewußtsein rief. Sie war mir gleichgültiger als jede banale Frau und zog mich mächtiger an als die ersehnteste Geliebte, das berauschendste Geschick und Abenteuer. Ich hätte keinen Schritt getan, um sie zu sehen, und für das andere »SIE« hätte ich mein Leben gegeben. Jede Stunde radiert etwas von dieser Traumerinnerung fort, die in dieser Erzählung schon stark verändert ist. Immer unklarer sehe ich sie vor mir, als wollte ich ein Buch am Tische lesen, wenn der Tag sinkt, wenn es dämmt und die Nacht kommt. Um noch etwas entziffern zu können, bin ich gezwungen, meine Gedanken an sie für ein paar Augenblicke zu unterbrechen, so wie man die Augen schließt, um noch in dem Buch, das sich tiefer mit Schatten füllt, ein paar Buchstaben wahrnehmen zu können.

So verblaßt es aber ist, so hinterläßt es doch noch Unruhe genug in mir, eine Schaumspur oder die Wonne ihres Duftes. Aber auch dies Unruhigsein wird schwinden, und ich werde Frau B. ohne Herzklopfen sehen können. Ihr von diesen Erlebnissen zu erzählen, an denen sie im Grunde nicht beteiligt ist, hätte keinen Sinn.

Ach, die Liebe ist über mich hinweggegangen wie ein Traum, mit derselben geheimen, unerklärten Verwandlungskraft. Ihr aber, die ihr meine sehr Geliebte kennt, ihr, die ihr nicht hinter die Mauern meiner Träume dringen könnt, ihr könnt mich nicht verstehen. Versucht nicht, mich zu trösten.

XV

Bilder in der Art von Erinnerungen

Wir haben bestimmte Erinnerungen nach Art der holländischen Malerei alten Andenkens, es sind Genrebilder, deren Personen oft niederen Ständen angehören. Gefaßt sind sie in einem ganz alltäglichen Augenblick ihres Daseins ohne besondere Ereignisse, häufig sind sie überhaupt nicht in Ereignisse verstrickt, und auch der Rahmen hat nichts Außerordentliches, nichts Großartiges an sich.

Das Naturell der Charaktere und die Einfachheit der Szene machen ihren ganzen Reiz aus, der weite Abstand gießt zwischen sie und uns ein ruhiges Licht, das ihnen einen Schimmer von Schönheit leiht.

Mein Leben beim Regimente ist voll von Szenen dieser Art; ich habe sie einfach gelebt, ohne große Freude, ohne großen Kummer, und ich erinnere mich ihrer mit sehr viel Milde. Der Charakter der Umgebung war sympathisch, dazu kam die Ungebrochenheit einiger Kameraden, die vom Lande stammten, deren Körper schöner, beweglicher, deren Geist ursprünglicher, deren Herz wärmer und deren Sinnesart natürlicher geblieben waren als bei andern jungen Leuten, mit denen ich vor dieser Zeit und nachher verkehrt habe. Dazu die Ruhe eines Daseins, dessen Obliegenheiten besser geregelt sind, und wo die Phantasie weniger Nahrung erhält als in einer anderen Lebenslage: hier ist die Herzensfröhlichkeit ein um so treuerer Begleiter, als uns dauernd die Zeit fehlt, sie dadurch zu vertreiben, daß man hinter ihr her hetzt – das alles trägt dazu bei, aus dieser Epoche meines Lebens eine (man muß es freilich zugeben) von Lücken unterbrochene Folge von kleinen Bildern zu machen, die voll glückhafter Treue sind, voll eines Zaubers, um den die Zeit den Mantel ihrer sanften Traurigkeit und ihrer Poesie gebreitet hat.

XVI

Meereswind in der Ebene

»Ich werde dir jungen Mohn bringen
mit purpurnen Blumenblättern.«

Theokrit: »Der Cyklop«

Im Garten, in einem kleinen Gehölz, mitten in der Ebene setzt der Wind seinen tollsten, unnützen Eifer darein, die Sonnenflecke auseinanderzutreiben, sie zu verfolgen, indem er wütend die Zweige des Buschwerks schüttelt, unter denen sie sich verborgen haben, bis zu dem funkelnden Dickicht, unter dem sie jetzt zittern und flimmern in unaufhörlicher Bewegung. Die Bäume, die trocknende Wäsche, der Schweif des Pfauen, der sein Rad schlägt, alles zeichnet sich in der durchsichtig klaren Luft mit außerordentlich scharfen, blauen Schatten ab, die mit jedem Windstoße zu huschen beginnen, ohne den Boden zu verlassen, gleich einem Drachen, der ungeschickt in die Höhe geworfen wird. Dieses Hin und Her von Licht und Wind gibt dem Winkel hier in der Champagne eine Ähnlichkeit mit der Landschaft am Meeresstrande. Hier steigt ein Pfad, glühend im Licht und überbraust vom Winde, steil in die Höhe gegen einen nackten Himmel: stehen wir oben, ist es nicht das Meer, was wir weiß schimmernd in Schaumkronen und Sonnenschein unter uns erblicken? Wie an jedem Morgen, kamen Sie auch an diesem, die Hände voll von Blumen und zarten Federn, die dem Gefieder einer großen Holztaube, einer Schwalbe, eines Nußhähers beim Fluge über die Allee entfallen waren. Die Federn zittern noch an meinem Hut, der Mohn entblättert sich an meinem Knopfloch – wir wollen schnell zurück.

Das Haus kracht unter dem Sturme wie ein Schiff, unsichtbare Segel hört man sich blähen, unsichtbare Fahnen draußen krachend flattern. Du aber laß auf deinen Knien den Strauß frischer Rosen ruhen, laß mich mein Herz ausweinen zwischen deinen eng aneinandergeschlossenen Händen ...

XVII

Die Perlen

Ich war morgens heimgekehrt und hatte mich fröstelnd zu Bett gelegt, während mich eine eisige Melancholie bis ins Innerste wahnsinnig erregte. In dieser Stunde standen trennend zwischen mir und dir: deine Freunde von gestern abend – deine Pläne für morgen. – ebenso viele Feinde, ebenso viele Verschwörungen gegen mich – deine Gedanken jetzt, ebensoviel unfaßbare, unerreichbare Gebiete. Jetzt bin ich fern von dir, unvollkommen war deine Gegenwart, eine flüchtige Maske der ewigen Trennung (und doch, wie leicht würden deine Küsse die Maske heben!), und nun scheint mir dies alles doch genug, um mir dein wahres Antlitz zu offenbaren, um alle Wünsche meiner Liebe zu krönen. Man mußte scheiden. In welcher eisigen Einsamkeit verbleibe ich fern von dir! Und doch, durch Zauberkraft erneuern sich in trautem Glänze die alten Träume unseres Glücks, sie schweben auf wie eine breite Rauchwolke über einer starken, heißen, hellen Flamme in unzerstörbarer Fröhlichkeit, ohne Unterbrechung erwachen sie zu neuem Leben in meinen Gedanken.

Unter den Decken ist meine Hand warm geworden, und auf ihr ist der Duft der Zigaretten mit Rosenmundstück wiedererwacht, die du mir zu rauchen gegeben hast. Lang atme ich ihn ein, den Mund an meine Hand geschmiegt, und dieser Duft, warm von der Erinnerung, strömt dichte Wolken aus von Zärtlichkeit, von Glück und »Du«. Ach, meine kleine Vielgeliebte, wann kommt der Tag, da ich dich nicht mehr brauche, wo mir die Erinnerung alles Glück bieten kann – jetzt erfüllt diese Erinnerung mein Zimmer ganz –, wenn ich nicht mehr kämpfen muß gegen das unübersteigbare Hindernis deines Körpers. Ich sage es dir in aller Torheit, ich sage es dir, weil ich nicht anders kann: ich kann nicht sein ohne dich. Nur dein Leben gibt dem meinen seine unbeschreibliche Farbe, melancholisch und warm, wie sie es deinen Perlen gibt, die du des Nachts an deiner bloßen Haut trägst. Wie sie lebe ich nur in dir, traurig paßt sich mein Wesen deiner Wärme an, und wie sie muß ich sterben, wenn du mich nicht mehr bei dir behalten willst.

XVIII

Gestade des Vergessens

»Man sagt, der Tod verschöne seine Opfer, er hebe ihre Tugenden ins Licht, aber oft ist es nur das Leben, das sie in den Schatten gestellt hat. Der Tod ist der redliche, der untadelige Zeuge, wenn er gemäß den Gesetzen der Wahrheit und gemäß denen der Nächstenliebe uns beweist, daß meistens das Gute im Menschen sein Böses überwiegt.« Was hier Michelet vom physischen Tode sagt, ist vielleicht wahrer noch in Hinsicht des Todes, der eine große unglückliche Liebe leidenschaftlich beendet. Das Wesen, das uns so viel Schmerz gekostet hat, ist uns nichts mehr, man kann mit dem volksmäßigen Ausdruck sagen, »es ist tot für uns«. Die wirklich Toten beweinen wir, wir lieben sie weiter, wir unterliegen lange noch dem unwiderstehlichen Zauber, der sie überdauert und der uns oft noch zu ihrem Grabe zurückführt. Das Wesen aber, das uns so viel durchkosten ließ und von dessen innerstem Gehalt wir durchtränkt sind, es hat jetzt nicht mehr die Kraft, auch nur den Schatten eines Kummers oder einer Freude auf uns fallen zu lassen. Es ist mehr als tot für uns. Einmal war es uns das Kostbarste auf Erden, dann haben wir es verflucht und verachtet, jetzt ist ein gerechtes Urteil nicht möglich, kaum daß noch die Züge seiner Gestalt sich mit einiger Klarheit vor den Augen unserer Erinnerung abzeichnen, denn diese Augen haben durch die allzulange Betrachtung fast alle Kraft verloren. Dieses Urteil über das geliebte Wesen hat sich so oft gewandelt, so oft hat es durch seine mitleidlose Klarheit unser blindes Herz gequält, so oft haben wir uns selbst die Augen verbunden, um diese grausame Disharmonie zu beenden – nun soll es die letzte Schwingung durchmachen. Wie eine Landschaft, aus der Vogelperspektive gesehen, so erscheint SIE von der Höhe des Verzeihens in ihrer echten Wertung, sie, die »mehr als tot« ist, nachdem sie einst unser wahres Selbst gewesen. Jetzt wissen wir nur, sie hat uns unsere Liebe nicht erwidert, wir verstehen, sie hatte eine wahre Freundschaft für uns. Nicht mehr die Erinnerung ist's, die sie verschönt, sondern die Liebe war schuld und hat ihr Unrecht getan. Wenn einer alles will, wenn ihn aber auch dieses alles unbefriedigt ließe, so erscheint einem solchen Menschen eine kleine Gabe nur als irrsinnige Grausamkeit. Aber jetzt verstehen wir diese Gabe

zu schätzen, als großmütiges Geschenk von der Hand der Frau, die sich durch unsre Verzweiflung, unsre Ironie, unsre ewige Tyrannei nicht hat entmutigen lassen. Sie blieb sanft, wie sie es war. Verschiedene Bemerkungen, deren wir uns heute in diesem Zusammenhang entsinnen, erscheinen jetzt duldsam und richtig zugleich; und voll echten Zaubers – es waren Bemerkungen von ihr, der wir kein Verständnis zutrauen wollten, da sie uns doch nicht liebte. Aber im Gegensatz dazu haben wir von ihr mit so viel ungerechtem Egoismus, mit so viel Härte gesprochen. Sind wir ihr nicht tiefer verpflichtet? Wenn diese hohe Flut der Liebeswogen sich auf immer zurückgezogen hat, dann können wir immer noch, wenn wir in unserer Seele wandeln und wandern, seltsame, bezaubernde Muscheln finden, und halten wir diese ans Ohr, dann dürfen wir mit melancholischer Freude und jetzt ohne zu leiden das unfaßbare Raunen von einst vernehmen. So denken wir dann mit Zärtlichkeit an sie, die zu unserem Unglück mehr geliebt ward, als sie lieben konnte. Nun ist sie nicht »mehr als tot« für uns. Sie ist eine Abgeschiedene, deren man leidenschaftlich gedenkt. Die Gerechtigkeit gebietet, wir sollen unser Urteil über sie berichtigen. Durch die allkräftige Macht der Gerechtigkeit wird sie geistig in unserem Herzen wiedergeboren, um vor diesem letzten Gericht zu erscheinen, das wir über sie halten, fern von ihr, die Augen von Tränen verdunkelt.

XIX

Wahre Gegenwart

Wir haben einander geliebt in einem verlorenen Örtchen des Engadins, das einen zweifach süßen Namen trägt, die traumhaft tiefen deutschen Laute verlieren sich in der Sinnenfreude italienischer Silben. Ringsum gibt es drei seltsam grüne Seen, die zwischen tiefen Tannenwäldern liegen. Eisberge und Spitzen schließen den Horizont ab. Am Abend vervielfältigt die Verschiedenheit der Gegenden den Reiz der Beleuchtung. Werden wir je die Spaziergänge am Ufer des Sees von Sils-Maria vergessen, im sinkenden Spätnachmittag gegen sechs Uhr? Hier sind die Lärchen, getaucht in kristallenes Schwarz, hart gegen den blendenden Schnee abgehoben; gegen das bleiche, blaue Wasser fast malvenfarben, wird es ein süßes, leuchtendes Grün, worin die

ausgebreiteten Zweige glänzen. Eines Abends war die Stunde uns besonders günstig. In den wenigen Augenblicken des Sonnenuntergangs durchlief das Wasser alle Farbtöne, unsere Seelen die ganze Stufenleiter der Wonne. Plötzlich wandten wir uns um, da sahen wir einen kleinen Schmetterling daherkommen, dann zwei, dann fünf, wie sie die Blumen an unserem Gestade verließen, um über dem See sich zu wiegen. Bald schienen sie eine unfaßbare Wolke fortgewehter Rosen, bald landeten sie an den Blumen am anderen Ufer, sie kamen zurück, um von neuem sanft ihre abenteuerliche Überfahrt zu wagen, und bisweilen zögerten sie, verlockt, über dem kostbar getönten See, der in seinen Farben einer großen sterbenden Blüte glich.

Das war zuviel, unsere Augen füllten sich mit Tränen. Diese kleinen Schmetterlinge, die über den See segelten, kamen und gingen über unsere Seelen – über unsere Seele, die angespannt war von Erregung durch so viel Schönes, bereit, zu vibrieren, zu erbeben –, sie gingen dahin und kamen wie ein wollüstiger Geigenstrich. Die zarte Bewegung ihres Fluges streifte das Wasser nie, aber unsere Augen liebkosten sie, unsere Herzen; jedes Zittern ihrer rosenfarbigen Flügelchen brachte uns einer Ohnmacht nahe. Als wir sie bei ihrer Rückkunft vom anderen Ufer wahrnahmen, als wir ihr Spiel, ihr freies Wandeln über die Wasser entdeckten, da klang eine zauberhafte Harmonie in uns wider. Indessen kamen sie zurück mit tausend Arabesken ihrer Laune, dadurch veränderten sie die einfache Harmonie und zeichneten eine Melodie von märchenhafter Phantasie. Unsere Seele war klangreich geworden, sie lauschte jenem schweigenden Fluge, sie hörte aus ihm eine wundervoll frei gezogene Musik heraus, in der all die sanften, starken Harmonien des Sees sich durchdringend einten mit denen der Wälder, des Himmels und mit unserer eigenen – und mit magischer Süße spielte unser Leben dazu die Begleitung und ließ uns in Tränen ausbrechen.

Ich habe dir nie davon erzählt, und du warst meinen leiblichen Augen fern in diesem Jahre. Aber wie haben wir einander doch im Engadin geliebt! Nie konnte ich genug von dir bekommen, nie ließ ich dich allein daheim. Du begleitestest mich bei meinen Spaziergängen, aßest mit mir an der Tafel, schliefest in meinem Bett, träumtest in meiner Seele mit. Ist es möglich, daß dich ein sicherer Instinkt als geheimnisvoller Bote

nicht von diesen kindlichen Einfällen unterrichtet hat, in die du so eng verstrickt warst, daß du hier lebstest, daß du wahrhaft in ihnen existiertest, denn so sehr besaßest du in mir »wirkliche Gegenwart«. So blieben wir eines Tages (keiner von uns kannte Italien) ganz betroffen von der Bemerkung, die man über Alpgrun machte: »Von hier kann man bis nach Italien sehen.« Wir brachen nach Alpgrun auf. Wir stellten uns vor, die Ansicht der Landschaft, wie sie sich vor dem Gipfel ausbreitete, würde an der Stelle, wo Italien begann, mit einem Male ihren wirklichen harten Charakter verlieren, und es müßte in der Tiefe ein traumhaft blaues Tal sich öffnen. Erst auf dem Wege bedachten wir, daß eine Grenze nicht den Boden des Landes ändern kann, und wenn sie ihn auch änderte, so geschähe dies so unmerklich, daß wir es nicht mit einem Blick merken könnten. Ein wenig waren wir enttäuscht, aber wir lachten beide, daß wir so kindlich gewesen waren.

Ganz betroffen blieben wir aber, als wir am Gipfel angelangt waren: unsere kindliche Phantasie hatte sich vor unseren Augen in Wirklichkeit verwandelt. Eisberge funkelten uns zur Seite. Zu unseren Füßen säumten Gießbäche das düstere Land von Engadin mit dunklem Grün. Dann ein geheimnisvoller Hügelzug, und über malvenfarbene Hänge hin öffnete sich und schloß sich ein blaues Wunderland, eine blinkende Straße gen Italien. Die Namen waren die gleichen nicht mehr, von hier an harmonierten sie mit dieser neuen Süße, man zeigte uns den See von Poschiavo, den Pizzo di Verone, das Tal de Viola. Und dann kamen wir in eine unerhört wilde, einsiedlerische Gegend, hier steigerte die verzweifelt düstere Natur und die Gewißheit, man sei hier von allem abgeschieden, unsichtbar und unbesiegbar, die Wonne gegenseitiger Liebe bis zur Raserei. Jetzt fühlte ich erst mit Schmerz, daß du nicht leibhaftig neben mir warst. Es tat mir im Herzen weh, daß du nur gekleidet in den Mantel des Verzichtes neben mir weiltest, aber nicht in der echten Wirklichkeit meiner Sehnsucht. Ich stieg ein wenig hinab bis zu der immer noch hohen Stelle, wohin der Aussicht wegen die Fremden kommen. In einer einsamen Hütte gibt es ein Buch, in das sie ihre Namen schreiben. Ich schrieb den meinen und dann eine Buchstabenphantasie, die deinem Namen ähnlich sah, denn es war mir unmöglich, auf einen äußeren Beweis deines Nebenmirseins in der

wirklichen Tatsachenwelt zu verzichten. Indem ich ein Atom von dir in dieses Buch setzte, war's mir, als ob ich mich um ebensoviel von dem erdrückenden Gewicht befreite, mit dem du meine Seele belastetest. Und dann hatte ich die ungeheure Hoffnung, dich eines Tages heraufzuführen, um diese Zeile zu lesen, und dann würdest du mit mir höher steigen, um mich ganz für diese Traurigkeit zu entschädigen. Ohne ein Wort hättest du alles verstanden, oder besser, alles wäre dir wieder in die Erinnerung zurückgekommen. Während du höher stiegst, gabst du dich mir tiefer hin. Du würdest dich sogar ein wenig auf mich stützen, damit ich nur ja deutlich fühle, du seiest dieses Mal hier, ganz bei mir, und zwischen deinen Lippen, die immer etwas nach türkischen Zigaretten duften, sollte ich alles Vergessen der Welt finden. Und auf dem Gipfel würden wir sinnlose Worte laut herausschreien in dem glorreichen Bewußtsein, niemand, auch noch so fern, könnte uns hören. Bloß die kurzen Gräser würden zittern, leise gestreift vom Höhenwinde. Der Aufstieg würde deine Schritte langsamer machen, ein wenig schwer atmest du, und mein Gesicht nähert sich deinem, um deinen keuchenden Hauch zu fühlen, wir sind beide nicht bei Sinnen, wir wandern dorthin, wo es einen weißen See gibt neben einem sanften schwarzen, wie eine weiße Perle neben einer schwarzen. Wie hätten wir einander geliebt in dem verlorenen Nest im Engadin! Wir hätten niemanden zu uns kommen lassen als die Bergführer, diese hochgewachsenen Männer, deren Augen anderes widerspiegeln als die Augen der anderen Männer, als seien sie aus anderem »Wasser«. Aber ich brauche mich gar nicht um dich zu kümmern. Die Sättigung ist da vor dem Besitz. Ich will dich gar nicht in dieses Land führen. Ohne daß du es verstehst, ja ohne daß du es kennst, rufst du es mit so rührender Treue in die Wirklichkeit! Dein Anblick besitzt für mich den einzigen Zauber, mich sofort zu erinnern an alle diese Namen von fremdartiger Süße, deutsch und italienisch zugleich: Sils-Maria, Silva Plana, Crestalta, Celerina, Juliers, Val de Viola.

XX

Sonnenuntergang von innen betrachtet

Wie die Natur, hat auch die Welt des Geistes ihre Schauspiele. Ein Sonnenaufgang, eine Mondscheinnacht, sie haben, wenn sie mich sonst auch bis zum Wahnsinn, bis zu Tränen ergreifen können, niemals haben sie dieses leidenschaftlichste Zärtlichkeitsgefühl, dieses weltweite, melancholische Entflammtsein in mir erweckt, wie es bei abendlichen Spaziergängen unabsehbar die Wogen meiner Seele durchtränkt, wie eine Sonne, die in ihrem stärksten Glänze unabsehbar in dem Meere untergeht.

So wollen wir denn so schnell wie möglich unsere Schritte in die Natur lenken. Keinen Jäger hat je die beschleunigte Flucht eines ersehnten Wildes mehr bedrückt und berauscht als uns die hochaufgerührten Gedanken, denen wir uns zitternd in Vorfreude hingeben; je mehr wir sie besitzen, je leichter wir sie lenken, desto tiefer, unwiderstehlicher fühlen wir uns an sie gekettet. Mit einer leidenschaftlichen Erregung durchstreifen wir das dunkle Gefild, wir grüßen die nachtbehangenen Eichen, denn sie sind der feierliche Schauplatz, sie sind die heldenhaften Zeugen des Aufschwungs, der uns vorwärts treibt, der uns trunken macht. Wer kann, wenn er die Augen zum Himmel erhebt, sich der äußersten seelischen Entflammung entziehen, wenn er zwischen den Wolken, die noch den Abglanz der letzten Sonne tragen, den geheimnisvollen Widerschein unserer Gedanken wiedererkennt: Tiefer und schneller noch verlieren wir uns in der Ebene, und der Hund, der uns folgt, das Pferd, das uns trägt, oder der Freund, der verstummt – oder doch wenigstens, wenn kein lebendes Wesen neben uns ist, die Blume in unserem Knopfloch, oder der Reitstock, der lustig in unseren fiebernden Händen wirbelt –, eins von diesen allen ist es, was in Blicken und Tränen den melancholischen Tribut unserer Weltentrücktheit empfängt.

XXI

Dem Mondschein gewidmet

Die Nacht war gekommen, ich war in mein Zimmer zurückgekehrt, da es mich ängstlich machte, im Dunkel ohne Blick auf den Himmel, auf die Felder und das sonnenbeglänzte Meer zu verweilen. Als ich aber die Tür öffnete, sah ich das Zimmer erhellt wie von einem Sonnenuntergang. Durch das Fenster sah ich Haus, Felder, Himmel und Meer, oder vielmehr, sie erschienen mir, wie man etwas im Traume sieht: der sanfte Mondenshimmer deutete sie viel eher an, als daß er sie scharf abzeichnete, er umwölkte ihren Umriß mit bleichem Glanz, der die Finsternis nicht verscheuchen konnte. Es war wie ein dichter Schleier, gebreitet um eine vergessene Form. Und ich habe Stunden damit verbracht, im Hofe das Erinnerungsbild der Dinge zu betrachten, matt, stumm, unfaßbar, zauberhaft und entlichtet, wie die Dinge jetzt waren, die mir tagsüber Freude oder Schmerz bereitet hatten mit ihren Schreien, ihren Rufen, ihren Stimmen oder mit ihrem summenden Leben.

Erloschen ist die Liebe, ich habe Angst, die Schwelle des Vergessens zu überschreiten. Aber, befriedet, ein wenig blaß, sehr nah bei mir und doch schon nicht mehr zu fassen, reihen sich hier wie im Mondenglanz all die Tage des geschiedenen Glücks, all mein Kummer ist gestillt – und wie blickt mich dies alles an und schweigt! Dies Schweigen tut mir wohl, indessen die weite Entfernung, der unbestimmbare blasse Glanz mich trunken machen von Trauer und Poesie. Und ich kann meine Augen nicht wenden von diesem inneren Mondschein.

XXII

Kritik der Hoffnung am Lichte der Liebe

Kaum ist eine Zukunftsstunde uns zur Gegenwart geworden, als sie sich in ihrem Zauber schon entblättert. Aber es ist wahr, sie gewinnt ihn wieder, wenn unsere Seele umfassend genug ist, sie erstrahlt in gut geplanten Perspektiven, vorausgesetzt, wir haben sie weit genug hinter uns gelassen, auf den alten Pfaden unseres Gedächtnisses.

So mag die auf Wolkengrund gebaute Stadt, der entgegen wir die Schritte unserer ungeduldigen Hoffnungen und den Lauf unserer ermüdeten Stuten zu größerer Eile angetrieben haben, nach dem Überschreiten der Höhe von neuem widerklingen in verschleierte Harmonien, wenn auch die Banalität ihrer Straßen, das Stilllose ihrer Häuser (und doch schienen sie so nahe aneinandergerückt, so schön aufgebaut am Horizonte) und die leere Nichtigkeit der blauen Nebelhülle so schlecht ihre unbestimmten Voraussagen eingehalten haben. So wie der Alchimist, der seinen Mißerfolg stets nur den Begleitumständen und jedesmal anderen anrechnet und nie auf den Gedanken kommt, es könne der Essenz, die er gerade in Händen hat, ein unverbesserbarer Fehler anhaften, so klagen auch wir die Börsartigkeit der Begleitwelt in ihren Einzelheiten an, die Bürde, welche auf dem langersehnten Lebensglück lastet, das schlechte Wetter, die unfreundlichen Fremdenherbergen während einer Reise, sie sollen es sein, die unser Glück vergiftet haben. Wir trauen uns ganz sicher zu, die zerstörenden Ursachen aus unserem Genuß abzuschneiden, unaufhörlich rufen wir mit einem bisweilen schmollenden, aber durch eine Traumerfüllung nie zu enttäuschenden Zutrauen (das heißt soviel wie betrogen) nach der geträumten Zukunft.

Es gibt Menschen von reifer und oft mißgestimmter Überlegung, die noch in höherem Maße als die anderen in dem Lichte der Hoffnung ihre hellste Lichtquelle sehen. Diese Menschen erkennen, ach nur zu bald, daß die Hoffnung nicht herrührt von der Erfüllung ersehnter Stunden, sondern nur aus dem überströmenden Quell des eigenen Herzens. Aber was aus diesem Herzen hervorgeht, es ist der Natur fremd, und mag es sich auch in Gießbächen nach außen ergießen, es wird nie stark genug sein, in einem kalten Herde einen Funken zu entzünden. Diese Menschen fühlen die Kraft nicht mehr in sich, das nicht Ersehnenwerte zu ersehnen, sie wollen Träume nicht verwirklichen, deren Blume augenblicklich welkt, will man sie außerhalb des eigenen Herzens pflücken. Diese melancholische Anlage ist in besonderem Maße der Liebe zugehörig, und in ihr rechtfertigt sie sich auch. Das Spiel der Phantasie kommt und geht, es läßt die Hoffnungen nicht einen Augenblick aus dem Spiel, und so schärft es bewundernswert die

Spitzen der Enttäuschungen. Die unglückliche Liebe bleibt uns die Probe der glücklichen schuldig, und dadurch hindert sie uns, das Nichtige der glücklichen zu erkennen. Aber welche Lehre der Philosophie, welcher altersweiser Rat, welcher Überdruß an allem Streben folgt jeder glücklichen Liebe und wandelt ihre Freuden in eitel Melancholie! Mein teures Kind, Sie lieben mich, woher haben Sie die Grausamkeit genommen, es mir zu sagen? Hier liegt nun vor uns dieses brennende Glück erwidelter Liebe, und schon der bloße Gedanke daran macht mich schwindeln, läßt meine Zähne im Fieberfrost gegeneinanderschlagen!

Ich zerstöre Ihre Blumen, ich verwirre Ihr Haar, ich reiße Ihren Schmuck ab, ich treffe Ihr Fleisch, meine Küsse bedecken mit Schlägen Ihren Körper, wie das Meer, das gegen den Strand schlägt. Sie selbst entschwinden mir und mit Ihnen das Glück. Man muß scheiden, allein kehre ich heim und traurig. Ich klage dieses letzte Mißgeschick an, auf immer kehre ich zurück zu Ihnen. Aber das ist meine letzte Illusion gewesen, die ich zerrissen habe, und mir bleibt nichts als ewiges Unglück.

Ich weiß nicht, wie ich den Mut gefunden habe, Ihnen dies zu sagen, denn es ist mein ganzes Lebensglück, das ich damit unweigerlich von mir werfe, oder doch mein ganzer Trost. Denn von nun an werden Ihre Augen, deren glücklicher Lebensmut mich manchmal berauscht hat, nichts mehr widerspiegeln als die trübselige Entzauberung, vor der Sie Ihre Klugheit und Ihre früheren Enttäuschungen schon im voraus gewarnt haben. Nun haben wir dieses von beiden gegenseitig gehütete Geheimnis laut ausgesprochen, daher gibt es kein Glück mehr für uns. Uns bleiben nicht einmal die leidenschaftslosen Freuden der Hoffnung. Denn auch die Hoffnung ist eine Tat des Glaubens. Sie ist leicht zu hintergehen, und dies haben wir mißbraucht. Sie ist daran gestorben. Aber nachdem wir auf den Genuß verzichtet haben, können wir nicht mehr Zauberfreuden genießen, indem wir ihn erhoffen, denn hoffen ohne Hoffnung, so weise es wäre, es ist unmöglich.

Aber meine teure kleine Freundin, kommen Sie doch näher zu mir! Trocknen Sie Ihre Augen, um schärfer zu sehen, denn ich weiß nicht, ob ich durch meinen Tränenschleier richtig sehen kann – fast ist mir, als würden da in der Tiefe hinter uns große Feuer angezündet. Oh, meine

Liebe, meine Teuerste, wie ich Sie liebe! Geben Sie mir, bitte, Ihre Hand, wir wollen uns den schönen Feuern nähern, doch nicht zu nah! Ich glaube, es ist die in sanfter Kraft herrschende Erinnerungsgewalt, die uns Gutes wünscht und die noch viel Gutes für uns zu tun im Begriffe ist, mein Lieb!

XXIII

Unterholz

Wir haben nichts zu fürchten, aber viel zu lernen von dem starken, friedlichen Geschlecht der Bäume, das stärkende Essenzen erzeugt und lindernden Balsam und in deren anmutsvoller Gesellschaft wir so viel frische Stunden in Schweigen und Abgeschlossenheit verbracht haben. Während der brennend heißen Nachmittagsstunden, wenn das Übermaß des Lichtes uns gerade durch seine Überfülle nicht mehr wahrnehmbar wird, da steigen wir in einen normannischen »Grund«, in dem sich mit ihrer ganzen Üppigkeit breite Buchen stolz erheben, deren Laubwerk gleich einem schmalen, aber widerstandsfähigen Uferwall den Ozean des Lichtes zerteilt und zurückwirft und nichts von ihm zurückhält als ein paar Tropfen, die melodisch in die schweigende Finsternis des Unterholzes hinabsintern. Unser Geist hat nicht wie am Ufer des Meeres oder auf den Bergen seine Freude daran, sich auszubreiten über die Erde, dafür aber das Glück, von ihr geschieden zu sein. Von allen Seiten geschützt durch Stämme, die zu entwurzeln keine Menschenhand stark genug ist, schwingt er sich in die Höhe wie die Bäume. Wir liegen auf dem Rücken, das Haupt auf trockene Blätter gebettet; aus dem Schöße einer tiefen Befriedung heraus können wir der fröhlichen Beweglichkeit unseres Geistes folgen, der emporsteigt, ohne auch nur ein Blatt zum Zittern zu bringen, bis zu den höchsten Zweigen, wo er endlich ausruht, am Gestade eines sanften Himmels, nahe einem Vogel, der singt. Hier und da ist ein wenig Sonne gestockt am Fuße der Bäume, die sich wie im Traume die äußersten Enden ihrer Zweige von ihr tränken und vergolden lassen. Alles andere ist erschlaft und unbeweglich, und so schweigt es in stummem Glücke. Hoch aufgeschossen, steil aufgerichtet mit der weit gespannten Opfergebärde ihres Gezweiges und dennoch beruhigt und friedevoll

stehen die Bäume da, und durch diese sonderbare und natürliche Haltung laden sie uns unter anmutvollem Rauschen ein, unser Herz einem Leben zu weihen, das so antik, so modern, so verschieden ist von unserem, dessen dunkle, verborgene, unerschöpfbare Hilfsquelle es zu sein scheint.

Ein leichter Windhauch verwirrt auf eine Sekunde die funkelnde, düstere Starre, schwach beben die Bäume, sie wiegen das Licht auf ihren Wipfeln und bewegen den Schatten zu ihren Füßen.

Petit-Abbeville (Dieppe), August 1895

XXIV

Die Kastanienbäume

Vor allem liebe ich es, unter den ungeheuren Kastanienbäumen stehenzubleiben und zu verweilen, wenn sie im Herbst vergilbt sind. Wie viele Stunden habe ich schon in diesen geheimnisreichen grünen Grotten damit verbracht, über meinem Haupte die rauschenden Kaskaden von blassem Gold zu betrachten, wie sie Frische und Schatten spendeten in vollen Zügen. Ich beneide die Rotkehlchen und die Eichhörnchen um ihre zarten, tiefen Zellen im Grün der Zweige, diese antiken hängenden Gärten, die seit zwei Jahrhunderten jeder Frühling neu mit weißen, duftenden Blüten schmückt. Die Zweige sind kaum merklich gekrümmt, in edler Linienführung beugen sie sich vom Stamme zur Erde, als seien es andere Bäume, in dem Stamme gepflanzt und von dort aufwachsend, mit der Krone zur Erde geneigt. Die Blätter, die noch dageblieben waren, ließen durch ihren blassen Schein jetzt besonders deutlich die Äste hervortreten, die, nun entblättert, wuchtiger erscheinen und schwärzer. Und so eng halten und schmiegen sie sich an den Hauptstamm, daß sie wie ein wundervoller Kamm das sanfte, ausgegossene, blonde Haar zurückzuhalten scheinen.

Reveillon, Oktober 1895

XXV

Meer

Das Meer wird immer die Art Menschen faszinieren, bei denen Lebensüberdruß und magnetische Anziehungskraft des Mysteriums dem ersten Kummer noch zuvorgekommen sind, als seien das Ungenüge alles Wirklichen und seine Ohnmacht vorausgeahnt. Diese Art braucht Ruhe, bevor sie noch die Ermattung richtig empfunden hat, und das Meer wird sie trösten, es wird sie heben, wer weiß wohin?

Es trägt nicht wie die Erde die Spuren menschlicher Arbeit, menschlichen Daseins. Nichts hat seine Stätte hier, bleibend ist nur das Flüchtige, und wenn Barken das Meer durchqueren, wie schnell ist die Schaumspur verschwunden. Diese hohe Keuschheit hat nur das Meer, die Dinge der Erde besitzen sie nicht. Dieses ewig jungfräuliche Wasser ist viel zarter als die verhärtete Erde, die einer Hacke bedarf, will man sie durchbrechen. Schon der Schritt eines Kindes in das Wasser höhlt eine tiefe Spur, er gibt einen deutlichen Ton; was an inniger Färbung hier im Wasser vereint war, in einem Augenblick ist es geschieden, aber bald ist die letzte Spur wieder geglättet, das Meer ist ruhig wie am ersten Tag der Schöpfung. Wer der Wege der Erde überdrüssig ist, wer sie kennt, ohne sie gegangen zu sein, in ihrer ganzen Banalität und in ihrer Härte – der wird der Verführung der bleichen Meereswege nicht widerstehen, die gefährlicher ist und sanfter zugleich, ungewiß und einsam. Alles ist hier geheimnisvoller bis zu den großen Schattenflächen, die bisweilen friedlich über die leeren Gefilde des Meeres streifen; ohne Häuser, ohne Schattendach breitet sich die Fläche der See aus, und über ihr die Wolken weit, die Dörfer des Himmels, dies unfaßbare Geäst.

Das Meer hat den Zauber aller Dinge, die auch nachts nicht zur Ruhe kommen, die aber unserem unruhigen Dasein die Möglichkeit des Schlummers geben, ein Zusage von Ruhe, welche nichts zerstören kann und wird, so wie die Nachtlampe für die Kleinen, die sich weniger einsam fühlen, wenn sie leuchtet. Das Meer ist nicht wie die Erde vom Himmel geschieden, immer bleibt es im Einklang mit seinen Farben, es schmückt sich mit seinen zartesten Nuancen. Unter der Sonne strahlt es, jeden Abend scheint es mit ihr zu sterben. Ist die Sonne dahin, so hört es

nicht auf, ihr nachzutruern, etwas von ihrem strahlenden Andenken zu wahren, im Gegensatz zur Erde, die sich weithin ins gleiche düstere Kleid hüllt.

Im Anblick dieses sanften melancholischen Widerscheins fühlt man sein Herz gelöst. Ist die Nacht beinahe ganz hereingebrochen und ist der Himmel düster über der in Schwärze getauchten Erde, dann leuchtet die See noch in schwachem Schimmer, man weiß nicht, durch welche geheimnisvolle Kraft, durch welche glanzerfüllte Reliquie des Tages, der unter den Meereswogen dahingegangen ist.

Sie belebt unsere Einbildungskraft, denn sie zieht uns vom Leben der Menschen ab, aber sie hebt uns freudig empor, denn sie ist wie die Seele ein unbegrenztes, wenn auch unzulängliches Streben nach oben, ein Elan, unaufhörlich gehemmt von Sturz, eine Klage, sanft und ohne Anfang noch Ende. Zauberhaft ist sie wie die Musik, die nicht wie die Sprache vom rauhen Atemhauche der Dinge umgeben bleibt, sie schweigt von Menschen, aber sie folgt den Regungen unserer Seele nach. Unser Herz strebt feurig empor mit ihren Wellen, es sinkt mit ihnen zurück, so vergißt es sein eigenes Versagen. Was sie tröstet, ist eine innere Harmonie zwischen der Seelentraurigkeit und der Meerestraurigkeit, und eins wird ihr Geschick mit dem der Welt.

September 1892

XXVI

Marine

Den wahren Sinn mancher Worte habe ich verloren. Vielleicht muß man die Dinge dazu bringen, daß sie mich alle Worte widersagen lassen; denn diese Dinge haben seit so langer Zeit ihren Weg in meinem Innern sich gebahnt. Wohl ist er seit Jahren verlassen, aber man kann ihn wiederfinden, denn er ist, ich glaube daran, nicht für immer verschüttet. Ich müßte zurück in die Normandie, nicht um besonders meine Kraft zu erproben, sondern bloß einfach, um am Meeresstrande spazierenzugehen. Oder besser noch, die Wege zu wählen unter den Bäumen, von wo man von Zeit zu Zeit das Meer wahrnimmt oder seinen Atem, den Duft nach Salz, nach feuchten Blättern und nach Milch. Ich müßte nichts von diesen Heimat-Dingen fordern. Sie sind voll

schenkender Großmut gegen das Kind, das sie bei seinen ersten Schritten auf der Welt gesehen haben, und von sich aus würden sie mir alle vergessenen Dinge ins Gedächtnis zurückrufen. Vor allem würde sein ganzer Duft mir das Meer ankündigen, bevor ich es gesehen. In der Ferne würde ich es hören. Ich würde einen Weg zwischen Hagedornbüschen gehen, in zärtlichstem Gefühl, ich kenne es lange schon, auch unter einer gewissen Angst, und plötzlich, durch einen wilden Riß in der Hecke, sehe ich mit einem Male die unsichtbar gegenwärtige Freundin, die tolle, die sich immer beklagt, die alte Königin der Wehmut: die See. Mit einem Schlage sehe ich sie! Es ist ein dumpf brütender Tag unter blendender Sonne, sie ist der Widerschein der Himmelsbläue, nur blasser. Wie Schmetterlinge sind weiße Segel dem unbewegten Meere aufgesetzt, sie sind gelähmt von der Hitze, sie regen sich nicht. Oder das Meer ist im Gegensatz dazu hoch aufgerührt, gelb unter der Sonne, wie ein gewaltiges Ackerfeld, mit Kämmen, die unbeweglich scheinen aus so großer Entfernung, unter ihrer hohen Krone aus blendend weißem Schnee.

XXVII

Segel im Hafen

Zwischen seinen niedrigen Kais erstreckte sich der Hafen langhin wie eine Straße aus Wasser, worauf das Licht des Abends glänzte. Hier blieben die Vorübergehenden stehen, um die versammelten Schiffe anzustaunen, als seien es Fremde, am Abend gekommen und gewillt, morgens weiterzureisen. Diese aber ließ die Neugier, die sie bei der Masse erregt hatten, gleichgültig, denn sie schienen deren Niedrigkeit zu verachten oder deren Sprache nicht zu kennen, und so bewahrten sie in der feuchten Herberge, wo sie sich für eine Nacht aufhalten sollten, ihre schweigende, unbewegliche Haltung. Der solide Bau des Vorderstevens sprach nicht minder von künftigen weiten Reisen als von Seeschäden der Ermattung, die sie auf ihren gleitenden Straßen schon hinter sich gelassen, Straßen, die so alt waren wie die Welt und so neu wie die Passage, die über sie hinführte und deren Spur verging. Schwächtigt und doch voll Widerstand hatten sich diese Schiffe mit ernster Kühnheit gegen den Ozean hin gedreht, den sie beherrschen

und der sie doch vernichtet. Das wunderreiche, sinnvolle Takelzeug spiegelte sich im Wasser, wie eine präzise, vorausblickende Intelligenz untertaucht in dem ungewissen Schicksal, das sie über kurz oder lang zertrümmern wird. Eben erst hatte man sie aus dem Bereich des schönen wilden Lebens gezogen, wohin sie morgen von neuem den Weg antreten sollten, und so waren ihre Segel noch geschmeidig von dem Wind, der sie eben noch gebläht, ihr Bugspriet schnitt schräg gegen das Wasser ab – wie gestern noch während der Fahrt, und vom Vorderschiff bis zum Heck schien das Muschelrund die geheimnisvolle und biegsame Grazie der Fahrt bewahrt zu haben.

Das Ende der Eifersucht

I

»Gib uns die Güter des Lebens, ob wir sie nun verlangen oder nicht, halte von uns die bösen Dinge fern, auch wenn wir sie von dir verlangen.« – »Diese Bitte scheint mir schön und sicher zugleich. Hast du etwas daran auszusetzen, verhehle es mir nicht.«

Plato

»Mein kleines Bäumchen, mein Eselchen, mein Mütterchen, mein Brüderlein, mein Heimatland, mein kleines Göttelein, mein kleiner Fremdling, mein kleiner Lotos, meine kleine Muschel, mein Schatz, meine kleine Pflanze, geh nun, laß mich mich anziehen, und ich werde dich Rue de la Baume um acht Uhr treffen. Ich bitte dich, komme nicht später als ein Viertel neun, denn ich habe großen Hunger.«

Sie wollte hinter Honoré die Tür ihres Zimmers schließen, aber er sagte ihr noch: »Hälschen!« Und sie streckte ihm ihren Hals alsogleich mit solch einer Gelehrigkeit und mit so übertriebenem Eifer entgegen, daß er in helles Lachen ausbrechen mußte.

»Selbst wenn du es nicht wolltest«, sagte er, »so gibt es doch zwischen deinem Halse und meinem Munde, zwischen deinen Öhrchen und meinem Schnurrbart, zwischen deinen Händen und den meinen einen besonderen geheimen Freundschaftsbund. Ich bin überzeugt, daß er nicht zu Ende wäre, wenn wir uns nicht mehr liebten, ebensowenig wie ich, seit ich mit meiner Kusine Paula gebrochen habe, meinen Kammerdiener hindern kann, Abend für Abend zu ihr zu gehen und mit ihrer Kammerfrau zu sprechen. Es kommt ganz von selbst und ohne mein ausdrückliches Einverständnis, daß mein Mund zu deinem Hälschen hinstrebt.«

Sie standen nun auf einen Schritt einander gegenüber. Plötzlich begegneten sich ihre Blicke, und ein jeder versuchte im Auge des andern den Gedanken der Liebe zu finden und festzuhalten. Sie blieb eine Sekunde stehen, aufrecht, dann fiel sie in einen Lehnstuhl und atmete

schwer, als sei sie gelaufen, und dann sagten sie einander fast gleichzeitig in einer ernsthaften Ekstase, während sie jedes Wort mit den Lippen fest formten, als wollten sie es noch einmal umfassen:

»Mein Lieb!«

Sie wiederholte in trübselig traurigem Ton:

»Ja, mein Lieb«, und schüttelte den Kopf.

Sie wußte, daß er dieser kleinen Bewegung ihres Kopfes nicht widerstehen konnte, und schon warf er sich über sie, umarmte sie und sagte ihr langsam: »Du Böses!« so zärtlich, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten. Es war halb acht. Er ging.

Als Honoré heimkam, wiederholte er für sich: »Mein Mütterchen, mein Brüderchen, mein Heimatland«, da hielt er inne, »ja, mein Heimatland, mein kleines Muschelchen, mein kleines Bäumchen«, und er konnte sich nicht enthalten, bei diesen Worten zu lachen, die sie so schnell in ihren Sprachschatz aufgenommen hatten; es waren kleine Worte, sie konnten sinnlos und leer scheinen, und doch füllten sie sich ihnen mit einer unendlichen Bedeutung. Sie hatten sich beide ohne Plan und Absicht dem erfinderischen, fruchtbaren Genius ihrer Liebe anvertraut, und nach und nach sahen sie sich von ihm mit einer eigenen Sprache beschenkt, nicht anders als ein Volk seine Waffen, seine Spiele und seine Gesetze empfängt.

Während er sich zum Diner ankleidete, umfing mühelos sein Gedenken den Augenblick des Wiedersehens, so wie ein Trapezkünstler bereits das weit entfernte Trapez erfühlt, gegen das er hinschwebt, oder wie eine musikalische Folge den Akkord zu erwarten scheint, der sie auflöst und der mit ihr zusammenschwingt ungeachtet aller Distanz, die sie scheidet, kraft der Gewalt einer Sehnsucht, die Versprechen und Ruf in einem ist. So kam es, daß Honoré das letzte Jahr seines Lebens stürmisch überflog, immer in Eile vom Morgen bis zur Nachmittagsstunde, in der er sie wiedersah. Das Leben seines Tages bestand in Wirklichkeit nicht in zwölf oder vierzehn verschiedenen Stunden, sondern in vier oder fünf Halbstunden, in der Erwartung vorher – und in der Erinnerung nachher.

Honoré war seit einigen Minuten bei der Prinzessin von Alériouvre, da trat Frau Seaune ein. Sie begrüßte die Herrin des Hauses und verschiedene Gäste, sagte Honoré nicht eigentlich »guten Abend«, sondern nahm nur seine Hand, als sei sie mit ihm mitten in einem Gespräch. Hätte man von ihrer Verbindung etwas gewußt, dann hätte man glauben können, sie seien gemeinsam gekommen und die Dame habe einige Minuten draußen gewartet, um nicht gleichzeitig mit ihm einzutreten. Aber sie hätten nie zwei Tage ausgehalten, ohne einander zu sehen (das war ihnen im letzten Jahr auch nicht einmal widerfahren), noch auch hätten sie diese freudige Überraschung des Wiedersehens empfinden können, wie sie auf dem Grunde jedes freundschaftlichen Grußes liegt, denn sie konnten nicht fünf Minuten leben, ohne aneinander zu denken, sie konnten einander niemals überraschend begegnen, denn sie verließen einander nie.

Während des Dinners ging ihr Gespräch und ihr Benehmen durch seine Lebhaftigkeit und seine sanfte Milde über den Rahmen eines Gespräches einer Freundin mit einem Freunde hinaus, gleichzeitig aber war es mit einer adeligen und doch natürlichen Achtung durchtränkt, wie sie unter Liebenden nie vorkommt. Sie schienen vergleichbar den Göttern, die nach der Sage verkleidet unter den Menschen lebten, oder wie zwei Engel, deren geschwisterliche Vertrautheit wohl die Freude ins Unermeßliche steigert, aber keineswegs der Achtung Abbruch tut, zu der ihr edler Ursprung und der Adel ihres geheimnisvollen Blutes sie verpflichten.

Während er den machtvollen Duft der Iris und der Rosen einatmete, die in ihrer matten Herrlichkeit auf dem Tische thronten, ward die Luft von dem Duft einer Zärtlichkeit mehr und mehr durchdrungen, die Honoré und Frau Seaune aus ihrem eigenen Wesen ausatmeten. In manchen Augenblicken schien eine köstlichere Gewalt als sonst diesen Duft auszustrahlen, eine Gewalt, die zu mäßigen die Natur ihnen beiden ebensowenig gestattet hatte wie dem Heliotrop in der Sonne oder unter dem Regen den blühenden Lilien.

So kam es, daß ihre Zärtlichkeit nicht verborgen blieb, aber dadurch wurde sie nur geheimnisvoller. Jeder konnte nahe kommen, wie man einem Armband nahe kommt, das eine verliebte Frau, unverwehrt und

undurchdringlich, zugleich am Handgelenk trägt, das in unbekanntem, wenn auch äußerlich sichtbarem Charakteren den Namen dessen eingeschrieben enthält, der Leben und Tod bedeutet, und das sie unaufhörlich den neugierigen, hinter Licht geführten Blicken darbietet, die das Geheimnis doch nicht fassen können.

»Wie lange werde ich sie noch lieben?« sagte Honoré zu sich, als er vom Tisch aufstand. Er dachte an so viele Leidenschaften, die er beim Beginn für ewig gehalten hatte und die doch nicht gedauert hatten. Sicher war es, daß auch diese eines Tages zu Ende gehen würde, und dies warf einen Schatten auf seine Zärtlichkeit.

Er erinnerte sich noch: an diesem Morgen war er in der Messe gewesen, und der Priester hatte aus dem Evangelium vorgelesen: »Jesus streckte seine Hand aus und sagte ihnen: ›Dies Geschöpf da ist mein Bruder und zugleich auch meine Mutter und meine ganze Familie.« In diesem Augenblick hatte er Gott seine ganze Seele hingebreitet und hatte gezittert, wie eine Palme zittert mit allen ihren Zweigen, und hatte gebetet: »Mein Gott! Mein Gott! Gib mir die Gnade, sie immer zu lieben, mein Gott, das ist die einzige Gnade, die ich von dir verlange, bewirke du, der du alles kannst, daß ich sie immer liebe!«

Aber jetzt war es eine ganz körperliche Stunde, in der der volle Magen die Seele erdrückt, in der bloß die Haut regiert, die, noch frisch vom letzten Bade, sich unter feiner Wäsche wohl fühlt, und in der der Gaumen regiert, der den Zigarrenrauch schmeckt, und das Auge, in dem sich die nackten Schultern und das Wendende Licht spiegeln – selbst in dieser Stunde wiederholte er seine Bitte, nur sanfter und inniger als beim ersten Male. Zweifelnd dachte er an ein Wunder, welches das psychologische Gesetz seiner Unbeständigkeit außer Kraft setzen sollte und das doch im Grunde ebensowenig zu brechen war wie die physischen Gesetze der Schwere und des Todes.

Sie sah in seine gedankenvollen Augen, erhob sich, kam an ihm vorbei; er hatte sie nicht gesehen, und nun sagte sie zu ihm, als seien sie noch weit voneinander entfernt, in ihrem langgezogenen, weinerlichen Ton, der ihn stets zum Lachen brachte, sagte ihm, als sei es die Antwort auf eine Frage: »Nun, was?«

Er lachte auf und sagte: »Kein Wort mehr, oder ich umarme dich, höre nur, ich umarme dich vor all diesen Leuten.«

Sie begann zu lachen, dann nahm sie wieder ihr trauriges, niedliches, mißvergnühtes Wesen an, um ihn zu erheitern, und sagte: »Ja ja, es ist wunderbar, du hast gar nicht an mich gedacht!«

Er sah ihr lächelnd ins Auge und sagte: »Kannst du aber gut lügen!« Und sanfter fügte er hinzu: »Du Böses, Böses!« Sie verließ ihn, um mit den andern zu plaudern. Honoré dachte: »Ich will versuchen, mein Herz im Augenblick, da es sich von ihr löst, so innig zurückzuhalten, daß sie es gar nicht fühlen soll. Ich werde immer gleich zärtlich bleiben, gleich achtungsvoll. Ich werde ihr meine neue Liebe verbergen, wenn eine solche in meinem Herzen die Liebe zu ihr verdrängt hat, wie ich schon jetzt die Vergnügungen verheimliche, die mein Körper (nur er) hier und da außer ihr genießt.« (Dabei sah er die Prinzessin von Alériouvre von der Seite an.) Und was ihr Leben betraf, so wollte er es nach und nach an andere Fäden zu binden versuchen. Er wollte nicht eifersüchtig sein und würde ihr selbst diejenigen bezeichnen, die ihr, heimlicher oder ruhmreicher als er, neue Huldigungen zu Füßen legen sollten. Je mehr er in Françoise eine andere Frau sah, die seinem Herzen schon fern stand, deren geistige Reize er aber noch in reinstem Genuß auskosten konnte, desto mehr schien ihm dieser Weg vornehm und leicht zu begehen. Die Worte von duldsamer und sanfter Freundschaft, von schöner Nächstenliebe, geübt gegen den Würdigsten und geübt mit dem Herrlichsten, was man hat – diese Worte schienen weich seinen gelösten Lippen zuströmen.

In diesem Augenblick hatte Françoise bemerkt, daß es zehn Uhr war, sie sagte guten Abend und schied. Honoré begleitete sie bis zum Wagen, im Dunkeln küßte er sie unklugerweise und ging zurück.

Drei Stunden später kehrte Honoré zu Fuß mit Herrn von Buivres heim, dessen Wiederkunft von Tonking man an diesem Abend gefeiert hatte. Honoré fragte ihn über die Prinzessin von Alériouvre aus, die zur selben Zeit Witwe geworden war und die schöner war als Françoise. Ohne daß Honoré gerade Verliebtheit für sie empfand, hätte es ihm doch viel Spaß

gemacht, sie zu besitzen, wenn er nur sicher gewesen wäre, daß dies möglich sei, ohne daß es Françoise erfuhr und darunter Kummer litt.

»Man weiß gar nicht viel von ihr«, sagte Herr von Buivres, »oder wenigstens wußte man nichts vor meiner Abreise, denn seit meiner Rückkunft habe ich noch niemanden gesehen.«

»Alles in allem gab es heute abend keine leichten Eroberungen hier«, schloß Honoré.

»Nein, eigentlich nicht«, antwortete Herr von Buivres. Bei diesem Punkt der Unterhaltung war Honoré zu seinem Hause gekommen, die Unterhaltung mußte ihr Ende finden, da fügte Herr von Buivres noch hinzu:

»Ausgenommen Frau Seaune, der Sie eigentlich auch vorgestellt worden sind, nachdem Sie doch an dem Diner teilgenommen haben. Wenn Sie auf diese Frau Lust haben, so läßt sich's leicht machen; was mich betrifft, ich danke!«

»Aber was Sie mir sagen, ist mir neu«, sagte Honoré.

»Sie sind jung«, sagte de Buivres, »sehen Sie mal, heute abend war jemand da, der sich in dieser Sache schon sehr stark engagiert hat, ich glaube, das ist über jeden Zweifel erhaben, und zwar ist es niemand anders als der kleine François von Gouvres. Er sagt, sie hat ein Teufelstemperament, aber es scheint, daß sie nicht gut gewachsen ist. Er wollte nicht zu Ende erzählen. Ich wette tausend zu eins, daß sie nicht später als in diesem Augenblick irgendwo ihre Feste feiert. Haben Sie bemerkt, daß sie die Gesellschaft immer so früh verläßt?«

»Indessen wohnt sie, seitdem sie Witwe ist, in demselben Hause wie ihr Bruder, und das könnte sie sich doch nicht erlauben, daß der Pförtner erzählt, sie käme spät nachts heim.«

»Aber, mein lieber kleiner Junge, von zehn Uhr abends bis ein Uhr morgens hat man Zeit zu so viel Dingen. Und dann, weiß man alles? Aber es ist jetzt ein Uhr und Zeit, daß ich Sie schlafen lasse.«

Er zog selbst die Klingel, sofort öffnete sich das Tor, Buivres streckte Honoré die Hand hin, der ihm mechanisch Adieu sagte. In demselben Augenblick wurde er von dem unwiderstehlichen Wunsch getrieben,

wieder fortzugehen, aber das Tor hatte sich schon hinter ihm geschlossen, und außer einer Kerze, die ihn ungeduldig brennend erwartete, gab es kein Licht. Er wagte nicht, den Pförtner noch einmal zu belästigen und sich das Tor öffnen zu lassen, und so stieg er denn in seine Wohnung hinauf.

II

»Unsere Handlungen sind unsere guten und unsere bösen Engel, die Schicksalsschatten, die an unserer Seite schreiten.«

Das Leben hatte sich für Honore sehr verändert seit der Unterhaltung, die Herr von Buivres mit ihm geführt hatte. (Wie viele ähnliche Unterhaltungen hatte Honoré selbst angehört, wohl auch geführt, ohne daß sich das geringste in ihm rührte.) Aber diese Unterhaltung hörte er nun den ganzen Tag, wenn er allein war, und die ganze Nacht ohne Unterlaß. Er hatte sofort einige Fragen an Françoise gerichtet, die ihn zu sehr liebte und zu sehr unter seinem Kummer litt, als daß sie sich hätte beleidigt fühlen sollen. Sie hatte ihm geschworen, sie habe ihn niemals betrogen und würde ihn niemals betrügen.

Solange er bei ihr war, solange er ihre kleinen Hände vor Augen sah, solange er diesen Händen den Vers von Verlaine noch einmal wiederholte: »Ihr schönen, kleinen Hände, einst werdet meine Augen ihr schließen«, wenn er die geliebte Frau sagen hörte: »Mein Heimatland, mein sehr Geliebter«, und wenn ihre Stimme unendlich lange in seinem Herzen nachhallte, so wie die Glocken in seiner Heimat sanft verklangen, da glaubte er ihr. Wohl fühlte er sich nicht mehr so glücklich wie einst, aber es schien ihm nicht unmöglich, daß sein genesendes Herz einmal das Glück wiederfände. Aber wenn er von Françoise fern war und manchmal auch in ihrer Nähe, dann sah er ihre Augen feurig glänzen. Und sofort dachte er: »Jemand anderes hat sie angezündet, wer weiß, vielleicht war es gestern, wer weiß, morgen wird es wieder so sein.«

Hatte er einst dem körperlichen Bedürfnis nach einer anderen Frau nachgegeben und gedachte er dessen, wie oft er bereits nachgegeben hatte und wie er Françoise immer hatte belügen können, ohne jedoch aufzuhören, sie zu lieben, da erschien ihm die Annahme nicht mehr

absurd, daß auch sie ihn belog, denn es war gar nicht notwendig, daß sich Lüge mit Lieblosigkeit verband. Hatte sie sich doch vor ihm auf andere Männer gestürzt mit derselben Glut, die ihn versengte. Und diese alte, erloschene Glut erschien ihm viel schrecklicher als die neue, die er ihr jetzt einhauchte. Es war nichts Sanftes an ihr, denn er sah sie mit den Augen der Phantasie, die alles ins maßlos Große verzerrt. Nun versuchte er, ihr zu sagen, daß er sie betrogen hatte. Er wollte den Versuch nicht aus Rache wagen, nicht, um ihr Leiden zuzufügen, so wie er selbst litt, sondern er erwartete, sie würde ihm als Dank auch ihre Wahrheit sagen. Vor allem aber wollte er es tun, um nicht mehr die Lügen in seiner Seele zu Hause zu wissen und um alle Fehler seiner Sinnlichkeit zu büßen, und dann, um einen äußeren Gegenstand für seine Eifersucht zu finden, denn es schien ihm manchmal, daß es seine eigenen Lügen und seine eigene Sinnlichkeit seien, die er in Françoise hineindichtete.

Als sie an einem Abend in der Avenue des Champs-Élysées spazierengingen, versuchte er, ihr zu sagen, daß er sie betrogen habe.

Es erschreckte ihn tief, zu sehen, daß sie blaß wurde und kraftlos auf eine Bank niedersank. Aber es berührte ihn noch tiefer, daß sie ohne Zorn, mit Milde vielmehr, in einem klaren und verzweifelten Gefühl völliger Vernichtung seine Hand zurückstieß, mit der er sie berühren wollte. Während zweier Tage glaubte er sie verloren oder vielmehr sie wiedergefunden zu haben. Und doch konnte diese unfreiwillige Liebesprobe in ihrem ganzen traurigen Strahlenschimmer Honoré nicht genügen. Hätte er auch die nicht mögliche Gewißheit erlangt, daß diese Frau niemals jemand anderem als ihm gehört habe, so hätte doch dieses unbekannte Leid, das sein Herz am Abend durch die Worte des Herrn von Buivres kennengelernt hatte, oder ein anderes Leid derselben Art, oder die Erinnerung an dieses Leid, ihm auch weiterhin denselben Schmerz bereitet, selbst angesichts aller Beweise, daß der Schmerz sinnlos und unbegründet war. So zittern wir noch beim Erwachen in der Erinnerung an den Mörder, wenn wir auch klar wissen: er war die Illusion eines Traumes, und so leiden die Amputierten Schmerzen ihr ganzes Leben lang an dem Bein, das sie nicht mehr besitzen.

Vergeblich machte er am Tage lange Spaziergänge, suchte sich zu Pferde, auf dem Zweirad, beim Fechten Ermüdung zu verschaffen. Vergeblich hatte er Françoise wiedergesehen, hatte sie nach Hause begleitet, hatte an diesem Abend von ihren Händen, von ihrer Stirn, von ihren Augen das Vertrauen, den Frieden und eine honigsüße Milde wiedergewonnen. Er kam in sein Heim zurück, tief beruhigt und reich an duftendem Vorrat. Aber kaum war er daheim, als die Unruhe wieder begann. Er warf sich schnell in sein Bett, um einzuschlafen, bevor sein Glück getrübt wurde, denn dieses Glück hatte er mit aller Vorsicht, mit dem ganzen Weihrauch seiner frischen, erst eine Stunde alten Zärtlichkeit eingehüllt, nun sollte es die Nacht durchdauern bis zum nächsten Morgen, unberührt und ruhmreich wie ein Prinz von Ägypten. Aber er fühlte, daß die Worte von Buivres, oder eines dieser unzähligen Bilder, die er seitdem in seiner Phantasie geformt hatte, nun klar vor dem Angesicht seines Geistes erscheinen mußten, und dann war es mit dem Schlaf zu Ende. Noch war dieses Bild nicht wiedererschienen, aber er fühlte es ganz nahe, er bäumte sich dagegen auf, er zündete eine Kerze an, las, mühte sich mit dem Sinn von gelesenen Sätzen ab. Er wollte mit ihnen sein Hirn füllen, wollte es ja nicht leer lassen, damit dieses schreckliche Bild nicht einen Augenblick Zeit oder die kleinste Spalte Raum vorfände, um hindurchzuschlüpfen.

Aber plötzlich war es doch eingetreten, er konnte es nicht mehr verjagen. Die Pforte seiner Aufmerksamkeit hatte er mit übermenschlicher Anspannung geschlossen gehalten, aber sie war doch unvermutet geöffnet worden, und nun war sie von neuem versiegelt, und er mußte die ganze Nacht mit diesem schrecklichen Gast verbringen. Es war sicher, es blieb dabei, er konnte in dieser Nacht ebensowenig schlafen wie in den anderen. Er ergriff die Flasche mit Brom, nahm drei Löffel voll und war sicher, daß er schlafen würde. Es erschreckte ihn sogar der Gedanke der Unentrinnbarkeit des Schlafes, es mochte kommen, was wollte. Er begann wieder an Françoise mit Schauern zu denken, mit Verzweiflung und mit Haß. Er nahm sich vor, Vorteil daraus zu ziehen, daß man von ihrer Verbindung nichts wußte; er würde mit Männern Wetten auf Françoisens Tugend eingehen, diese Männer auf Françoise hetzen, sehen, ob sie nachgab, er würde sich

bemühen, etwas zu enthüllen, alles zu erfahren, er würde sich in einem Zimmer verstecken (als er jung war, hatte er es getan, um sich zu belustigen) und alles mit ansehen. Dann würde er sich nicht rühren, erstens um der anderen willen, da er diese wie im Scherz darum gebeten hatte (denn, schlug er Lärm, welche Skandale, welche Wutausbrüche mußte er erwarten!), aber besonders um ihretwillen, um zu sehen, ob sie am folgenden Tage auf seine Frage: »Hast du mich nie betrogen?« mit demselben liebenden Blick antworten konnte: »Niemals.« Vielleicht beichtete sie alles und war nur seinen Ränken zum Opfer gefallen. Dies wäre dann die rettende Operation gewesen; seine Liebe wäre von der Krankheit geheilt, die ihn tötete, wie die Krankheit der Schlingpflanze den Baum zerstört, von dem sie lebt. (Es genügte ihm, sein Bild in dem von der Kerze schwach erleuchteten Spiegel zu betrachten, um dieses bestätigt zu wissen.) Doch nein, das Bild würde immer wiederkehren, viel stärker als die Bilder seiner Phantasie, und mit einer solchen Wucht auf seinen armen Schädel einstürmen, daß er gar nicht versuchen wollte, es zu begreifen.

Dann plötzlich gedachte er ihrer Milde, ihrer Zärtlichkeit, ihrer Reinheit und wollte weinen über die Schmach, die er ihr gerade eine Sekunde zuvor angetan mit seinen Plänen. Schon der Gedanke, seinen Kameraden so etwas vorzuschlagen!

Bald fühlte er ein Schaudern: das Ohnmachtsgefühl, das dem Schlaf durch Brom stets um einige Minuten vorausgeht. Plötzlich fühlte er zwischen seinem letzten Gedanken und diesem das reine Nichts, keinen Traum, keine Wahrnehmung, und sagte sich: »Aber ich habe ja noch gar nicht geschlafen?« Aber da bemerkte er, daß es hellicher Tag war, und er begriff, er hatte mehr als sechs Stunden geschlafen, überwältigt vom Schläfe des Broms, der ihn überfallen, den er aber nicht genossen hatte.

Er wartete, bis das Hämmern in seinem Kopfe nachließ, dann stand er auf und versuchte vergebens, seinem blassen Gesicht, seinen umränderten Augen durch kaltes Wasser und einen Spaziergang etwas aufzuhelfen, damit ihn Françoise nicht zu häßlich fände. Von zu Hause ging er in die Kirche und betete zu Gott; müde und gebeugt betete er da, mit den letzten verzweifelten Kräften seines geknickten Körpers, der sich wiedererheben wollte und verjüngen, mit seinem kranken,

alternden Herzen, das sich nach Heilung sehnte, mit seinem Geiste, ohne Unterlaß gequält und atemlos, der nach Frieden dürstete; mit der alten Kraft, mit der Kraft einer Liebe, die früher, des Sterbens gewiß, um Leben gebeten hatte und jetzt aus Lebensangst um den Tod bettelte, flehte er Gott an, um die Gnade betete er, Françoise nicht mehr zu lieben, sie wenigstens nicht mehr lange zu lieben, sie wenigstens nicht immer lieben zu müssen, es doch zu bewirken, daß er sie ohne Leid in den Armen eines andern sehen könne, denn nun konnte er sie nur so noch sehen, in den Armen eines andern. Vielleicht würde er sie aber dann nicht mehr so sehen, wenn ihm der Anblick schmerzlos geworden war.

Nun erinnerte er sich, wie sehr er einst gefürchtet hatte, seine Liebe werde nicht dauern; wie tief waren in seiner Erinnerung ihre Wangen, immer seinen Lippen hingegeben, ihre Augen, so ernst, ihre Stirn, ihre kleine Hand, ihr gehaltener Blick, ihre angebeteten Züge, alles war so tief eingegraben in seine Erinnerung, daß nichts die Züge verwischen konnte, nichts sie zerstören. Aber plötzlich sah er dies alles aus seiner Ruhe aufgestört durch die Sehnsucht nach dem *anderen*, er wollte daran nicht denken, aber nur um so hartnäckiger erschienen ihm die hingehaltenen Wangen, ihre Stirn, ihre winzigen Hände, ach, auch sie, ihre ernsten Augen und ihre zum Fluch gewordenen Züge.

Von diesem Tage an verließ er Françoise nicht mehr, trotzdem es ihm anfangs schrecklich war, solch einen Weg zu beschreiten, er spionierte ihr Leben aus, begleitete sie bei ihren Besuchen, lief neben ihr her bei ihren Besorgungen und wartete stundenlang vor den Türen der Warenhäuser. Wäre ihm der Gedanke gekommen, das sei nur ein mechanisches Verhindern ihrer Untreue, dann hätte er darauf verzichtet, aus Angst, daß sie ihn unter solchen Umständen verabscheuen müßte. Aber sie ließ ihn gewähren, mit so viel Freude an seiner steten Gegenwart, daß ihre Freude ihn allmählich wiedergewann, ihm nach und nach mehr Vertrauen zurückgab, als ein Tatsachenbeweis ihm je hätte verschaffen können, wie es manchmal gelingt, einen Wahnsinnigen zur Heilung zu bringen, indem man ihn mit der Hand den Lehnstuhl oder den lebenden Menschen anfassen läßt, die dort stehen, wo der Wahnsinnige in seiner Halluzination ein Phantom zu sehen

glaubt, denn so verjagt man das Phantom der realen Welt durch die reale Welt selbst, die in ihm keinen Platz mehr läßt.

Nun erhellte Honoré in seinem Geist alle Stunden in Françoises Tag, er stattete sie alle mit den entsprechenden Beschäftigungen aus, und so mühte er sich, das Vakuum auszufüllen, die Schatten zu verjagen, wo sich die Quälgeister der Eifersucht und des Zweifels verborgen gehalten hatten, um Nacht für Nacht über ihn herzufallen. Er begann wieder zu schlafen, seine Leidensstunden wurden kürzer, seltener, und konnte er Françoise zu Hilfe rufen, dann gaben ihm wenige Augenblicke ihrer Gegenwart den Frieden einer ganzen Nacht.

III

»Der Seele sollten wir uns hingeben bis ins letzte, sollten ihr vertrauen; denn Beziehungen, so schön, so magisch anziehend wie Liebesbände, können verdrängt und ersetzt werden nur durch noch schönere, die auf einer höheren Ebene wirken.«

Emerson

Der Salon der Frau Seaune, geborenen Prinzessin von Calaise-Orlandes, die wir im ersten Teil unserer Erzählung unter dem Namen Françoise erwähnt haben, ist noch heute einer der besuchtesten von Paris.

Der Titel Herzogin hätte sie in ihrer Gesellschaftsschicht unter sehr vielen andern nicht hervorgehoben, aber ihr bürgerlicher Name tat es, wie ein Schönheitsfleck ein Gesicht hebt; sie hatte ihren Titel durch die Ehe mit Herrn Seaune verloren, dafür tauschte sie das Prestige ein, freiwillig auf eine Ehre verzichtet zu haben, welche in der Phantasie hochgeborener Herren die weißen Pfauen, die schwarzen Schwäne, die weißen Veilchen und die Königinnen im Exil turmhoch unter ihresgleichen auszeichnet.

Frau Seaune hat in diesem Jahr und im vorigen viele Gäste empfangen, aber in den drei vorangegangenen Jahren war ihr Haus geschlossen, es waren die Jahre, die dem Tode des Honoré de Tenvres folgten.

Die Freunde Honorés hatten sich schon sehr gefreut, zu sehen, wie er nach und nach sein heiteres Gesicht wiederbekam und seine Lustigkeit

von einst, sie begegneten ihm immer in der Gesellschaft von Frau Seaune und schrieben seine Erholung und Wiederherstellung dieser Liaison zu, die sie für sehr jungen Datums hielten.

Es waren nicht ganz zwei Monate seit der völligen Wiederherstellung Honorés vergangen, als der Unglücksfall in der Avenue du Bois de Boulogne passierte, bei dem ihm beide Beine von einem scheugewordenen Pferde zermalmt wurden.

Die Katastrophe widerfuhr ihm am ersten Dienstag im Mai, die Bauchfellentzündung zeigte sich am Sonntag deutlich. Aber vom Dienstag, dem Unglückstag, bis Sonntag abend wußte nur er allein, daß er verloren war.

Als am Dienstag die ersten Verbände angelegt waren, bat er, man solle ihn allein lassen; er wolle nur die Visitenkarten der Personen sehen, die gekommen waren, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

An diesem Morgen war er, es war höchstens acht Uhr, zu Fuß die Avenue du Bois de Boulogne herabgekommen, er hatte Zug um Zug diese wind- und sonnengetränkte Luft ein- und ausgeatmet, die Frauen folgten seiner rasch vorbeieilenden schönen Gestalt mit bewundernden Augen, auf deren Grunde für eine Sekunde die launische Lustigkeit dem Staunen Platz macht, um bald wieder ohne besondere Anstrengung den alten Ausdruck anzunehmen. Er kam schnell vorbei an galoppierenden, dampfenden Pferden, nun empfand er in seinem lebensgierigen Munde die frische, feuchte Berührung der milden Luft als tiefe Freude, wie sie an diesem Tage das ganze Leben, die Sonne, die Steine, den Westwind und die Bäume zu beseelen schien, die majestätisch aufgerichteten, menschengleich stolzen Bäume, die, gehüllt in ihre strahlend blinkende Starre, träumten wie schlummernde Frauen.

In diesem Augenblick hatte er nach der Uhr gesehen, hatte sich umgewendet, und da ... war es geschehen. In einer Sekunde hatte das Pferd, das er nicht bemerkt hatte, ihm beide Beine gebrochen. Das Zwangsläufige dieser Sekunde konnte er sich durchaus nicht erklären. Er hätte doch in eben derselben Minute ein wenig weiter fort sein können oder ein wenig näher, oder das Pferd hätte sich etwas wegwenden können, oder er wäre bei Regen etwas früher heimgekehrt, oder er

hätte nicht auf die Uhr sehen und umkehren, sondern weitergehen sollen bis zum Wasserfall. Wohl waren alle diese Möglichkeiten da und daher auch die Möglichkeit, daß alles nur ein Traum war, aber es war reine Wirklichkeit, es hatte nun teil an seinem Dasein, sein Wille war wehrlos dagegen, konnte nicht das geringste ändern. Beide Beine gebrochen, der Unterleib verletzt. An sich war an dem Unglücksfall nichts so Außerordentliches. Er gedachte dessen, daß vor nicht mehr als acht Tagen beim Diner bei dem Doktor S. man sich über C. unterhalten hatte, der auf ähnliche Weise durch ein scheugewordenes Pferd zu Schaden gekommen war. Man fragte den Arzt, wie es ginge, und er antwortete: »Schlecht genug.« Honoré war weiter in ihn gedrungen, hatte sich nach der Wunde erkundigt, und der Arzt hatte mit wichtiger, pedantischer, trauriger Miene gesagt: »Es ist gar nicht die Verwundung allein, es ist alles zusammen. Die Kinder machen ihm Kummer, er ist nicht mehr in den Verhältnissen wie früher, die Angriffe in den Zeitungen haben ihm einen Stoß gegeben. Wollte Gott, daß ich mich irre, aber sein Zustand ist hoffnungslos.« Und das wird gesagt, während der Arzt sich persönlich in ausgezeichneter Verfassung befindet, bei besserer Gesundheit, im Genusse höherer Achtung und klüger als je, während Honoré sich in dem Bewußtsein sonnt, Françoise liebe ihn mehr und mehr, die Gesellschaft nehme seine Liaison zur Kenntnis und beuge sich ebenso sehr vor ihrem Glück wie vor der Seelengröße Françoisens, während ferner die Gattin des Arztes S. sich einerseits ergriffen das elende Ende und den Jammer des C. vor Augen hält, andererseits aber aus hygienischen Gründen für sich und ihre Kinder dafür eintritt, man müsse sich ebenso an traurige Dinge seelisch gewöhnen, wie man sich daran gewöhne, Beerdigungen beizuwohnen. Jeder wiederholt sich jetzt zum letzten Male: »Armer C., Zustand hoffnungslos«, stürzt das letzte Glas Sekt hinab und merkt an dem Genuß beim Trinken, wie sehr sein eigener Zustand sich von diesem »hoffnungslos« unterscheidet.

Aber jetzt war es nicht mehr das gleiche. Honoré fühlt sich jetzt durch den Gedanken an sein Unglück zu Boden geschmettert, wie er's oft auch beim Gedanken an das Unglück anderer gewesen, aber er kann nicht wieder festen Fuß in sich fassen. Unter ihm bricht der Boden der guten

Gesundheit ein, auf dem unsere stolzesten Entschlüssen wachsen, unsere anmutigsten Freuden; sie haben wie die Eichen und die Veilchen ihre Wurzeln in feuchter schwarzer Erde ... Er wankte bei jedem Schritt in seiner Seele. Über C. hatte der Arzt bei jenem Diner, dessen er sich erinnerte, gesagt: »Schon vor der Katastrophe, seit den Zeitungsangriffen habe ich C. nie gesehen, ohne an ihm ein gelbes Gesicht, eingefallene Augen, und ein hilfloses Aussehen zu konstatieren«, und dabei hatte der Doktor seine außerordentlich geschickte und schöne Hand an seine rosigen vollen Wangen gelegt und strich sich seinen seidigen, wohlgepflegten Bart, und jeder hatte bei sich seine eigene gute Lage mit Vergnügen festgestellt, so wie ein Hauswirt gern stehenbleibt, um seinen Mieter anzusehen, wenn er noch jung ist, lebenswürdig, freundlich und reich. Wenn sich Honoré jetzt im Spiegel erblickte, mußte er erschrecken vor »seinem gelben Gesicht, seinem hilflosen Aussehen«. Mehr noch erschreckte ihn der Gedanke, der Arzt würde über ihn das gleiche sagen wie über C. und mit derselben Gleichgültigkeit. Selbst die mitleidvollen Herzen, die zu ihm gekommen waren, würden sich bald abwenden wie von einem gefährlichen Gegenstande. Sie mußten schließlich den Protesten ihrer eigenen guten Gesundheit Folge leisten, ihrem Wunsche nach Glückseligkeit und Leben. Nun landete sein Denken bei Françoise, und jetzt krümmte er die Schultern, beugte sein Haupt, gegen seinen Willen, als laste Gottes Befehl auf ihm, als sei Gottes Hand auf ihn gelegt, und er erkannte mit unendlicher Trauer und Ergebenheit, daß er auf Françoise verzichten müsse. Er hatte die Empfindung der Demut in seinem niedergebeugten Körper, in seiner kindlichen Schwäche, mit dem Verzicht eines Kranken, unter der Wolke eines ungeheuren Kummers, er empfand wie so oft Mitleid mit sich, er nahm den Abstand seines ganzen Lebens, da sah er sich wie einen kleinen Jungen, und er sehnte sich nach Tränen.

Da hörte er Pochen an der Tür. Man brachte die Karten, die er verlangt hatte. Er wußte wohl, es würden Leute kommen, um sich nach ihm zu erkundigen, er verbarg sich ja nicht den Ernst der Katastrophe, aber er hatte doch nie geglaubt, daß es so viel Karten geben würde, daß so viel Menschen kamen, die er kaum kannte und die sonst nur seine Beerdigung oder seine Heirat in Bewegung gesetzt hätte. Es war ein

Berg von Karten, der Concierge trug ihn mit Vorsicht, damit nichts von dem großen Tablett herabfalle, über dessen Rand sie hinausragten. Aber dann, als er sie neben sich hatte, erschien ihm der Berg winzig, lächerlich klein, viel kleiner als der Stuhl oder der Kamin. Daß es so wenig war, erschreckte ihn am meisten, er fühlte sich so allein, daß er, um sich zu zerstreuen, fieberhaft die Namen zu lesen begann. Eine Karte, zwei, drei, dann ... er zitterte und sah noch einmal hin: »Graf François von Gouvres.« Er hätte sich indessen doch denken können, daß Herr von Gouvres sich nach ihm erkundigen würde, aber es war so lange her, daß er an ihn gedacht hatte, und plötzlich kam ihm das Gespräch ins Gedächtnis zurück: »Heute abend war jemand da, der sich in dieser Sache schon sehr stark engagiert hat, es ist François von Gouvres; er sagt, sie hätte ein Teufelstemperament; aber es scheint, sie ist nicht gut gewachsen, denn er hat nicht zu Ende erzählen wollen.« Er fühlte, wie aus dem Grunde seines Bewußtseins alles alte Leid an die Oberfläche stieg, und er sagte sich: »Der Tod jetzt wird mir eine Freude sein. Nicht sterben können, hier festgenagelt bleiben, jahrelang, und immer, wenn sie nicht bei mir ist, während eines Teils des Tages und die ganze Nacht daran denken müssen, daß sie bei einem anderen weilt! Und wenn sie jetzt zu mir kommt, so kommt sie, das ist sicher, nur meines Leidens wegen, denn wie sollte sie mich noch lieben? Einen Amputierten?« Plötzlich stockte er: »Und wenn ich sterbe, wer dann nach mir?«

Sie war dreißig Jahre alt, mit einem Satz übersprang er die Zeit, mehr oder weniger lang, die sie ihm nach dem Tode treu bleiben würde. Aber dann kommt ein Augenblick, er sagt: »Sie hat ein Teufelstemperament. Ich will leben, leben will ich, ich will gehen, ihr überallhin folgen können, schön will ich sein, ich will, daß sie mich liebt!«

Jetzt bekam er Angst, als er seinen röchelnden Atem hörte, er hatte Seitenstechen, seine Brust schien gegen den Rücken hin verengt, er konnte nicht atmen, wie er wollte, er wollte tief Atem schöpfen, und es gelang ihm nicht. Der Arzt kam. Honoré hatte nur einen leichten Anfall von nervösem Asthma. Als der Arzt fort war, wurde er noch trauriger. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn sein Leiden schwerer gewesen wäre, wenn man ihn bemitleidet hätte. Denn er fühlte wohl: wenn dies nicht ernst war, das andere war es, und er war verloren. Nun gedachte er aller

körperlichen Leiden seines Lebens und war in Verzweiflung. Nie hatten ihn die Menschen beklagt, auch die nicht, die ihn am meisten liebten, sondern hatten alles auf seine »Nervosität« geschoben. In den furchtbaren Monaten, die seiner Unterredung mit Buivres gefolgt waren, hatte er sich um sieben Uhr morgens angekleidet, nachdem er die ganze Nacht hin und her gegangen war; sein Bruder, dessen Schlaf durch allzu üppige Diners oft stark gestört war, hatte damals zu ihm gesagt: »Du achtest zuviel auf dich! Auch ich schlafe manchmal nicht! Und dann, man bildet sich ein, daß man nicht schläft, aber ein wenig schläft man immer.«

Richtig war es, daß er zuviel auf sich achtete; auf dem Grunde seines Lebens ahnte er stets den Tod, der ihn nie ganz aus den Augen gelassen hatte und der sein Leben bedrohte, ohne es ganz zu zerstören. Nun stieg sein Asthma, er konnte kaum Atem schöpfen, seine Brust machte die furchtbarsten Anstrengungen, die schmerzlichsten, um Luft zu bekommen. Er fühlte klar den Schleier, der uns das Dasein verhüllt, den Tod, der uns innewohnt, wie er sich davonmachte, und er ahnte, was für eine erschütternde Sache es ist, zu atmen, zu leben. Dann fühlte er sich wieder dort, wo er getröstet war, und jetzt, was wurde aus ihm? Seine Eifersucht wurde zur Raserei in der Ungewißheit der künftigen Ereignisse und ihrer Notwendigkeiten. Er hätte SIE bei Lebzeiten hindern können, nun konnte er nicht leben, was dann? Sie sagte, sie würde ins Kloster gehen; war er erst tot, dann besann sie sich anders. Nein, nicht zweimal sich betrügen lassen, wissen! – Wer? Gouvres, Alériouvre, Breives, Buivres? Alle sah er vor sich, er preßte die Zähne aufeinander, er fühlte in sich die wütende Revolte, die in diesem Augenblick sein Gesicht häßlich verzerren mußte. Er beruhigte sich selbst. Nein, kein Lebemann; es muß ein Mensch sein, der wahrhaft lieben kann. Aber weshalb will ich nicht, daß es ein Lebemann sei? Schon die Frage ist Wahnsinn, es ist so natürlich. Denn ich liebe sie um ihretwillen, ich will, sie solle glücklich sein. – Nein, es ist nicht deshalb, es ist, weil ich nicht will, daß man ihre Sinne aufpeitscht, daß man ihr mehr Freude schenkt, als ich ihr geben konnte, daß man ihr überhaupt Freude gibt. Ich will, man soll ihr Glück geben, Liebe, aber kein Vergnügen. Ich bin eifersüchtig auf das Vergnügen des andern, auf das Vergnügen an

sich. Nicht eifersüchtig auf ihre Liebe. Es muß sein, daß sie heiratet ... und doch, wie traurig das alles!

Nun kam einer seiner Kinderwünsche wieder, damals war er sieben Jahre alt und begab sich jeden Abend um acht Uhr zu Bett. Gewöhnlich blieb seine Mutter bis Mitternacht in ihrem Zimmer, welches dem von Honoré benachbart war, um dann schlafen zu gehen; wenn sie aber statt dessen gegen elf Uhr fortgehen wollte und bis dahin die Zeit zu ihrer Toilette verwandte, dann flehte er sie an, sich schon vor dem Abendessen anzukleiden und fortzugehen, gleichviel wohin, denn er konnte nicht den Gedanken ertragen, daß man, während er einzuschlafen versuchte, sich im Hause vorbereitet für eine Abendgesellschaft, für ein Fortgehen. Und um ihm das Vergnügen zu machen und ihn zu beruhigen, erschien seine Mutter um acht Uhr in großer Toilette und dekolletiert, um ihm gute Nacht zu sagen, und begab sich zu einer Freundin, um dort den Beginn des Balles abzuwarten. Nur so konnte er an den traurigen Tagen, wenn seine Mutter auf einen Ball ging, einschlafen, kummervoll zwar, aber beruhigt.

Jetzt kam ihm dieselbe Bitte, die er einst an die Mutter gerichtet, auf die Lippen – um sie an Françoise zu richten. Er wollte sie anflehen, sich sofort zu verheiraten, sie sollte sich fertig machen, damit er schlafen könne auf immer, verzweifelt, aber ruhig, in vollem Wissen dessen, was kommen mußte, wenn er entschlafen war.

An den folgenden Tagen versuchte er dies mit Françoise zu besprechen, die ebensowenig wie der Arzt glauben wollte, daß er verloren sei. Mit sanfter, aber unbeugsamer Energie sagte sie zu dem Vorschlag Honorés nein.

Sie hatten in so hohem Grade die Gewohnheit völliger Offenheit einander gegenüber, daß keiner eine Wahrheit verschwieg, auch wenn sie schmerzlich war für den andern. Es war nicht anders, wie wenn sie auf dem Grunde ihrer nervösen, sensiblen Seelen die Herrschaft eines Gottes gefühlt hätten, dieser Gott war ihnen überlegen, er war erhaben über alle Vorsicht, die nur bei Kindern angebracht war, er forderte gebieterisch die Wahrheit. Diesem Gotte in des anderen Brust hatten sich Honoré und Françoise immer gebeugt, vor dieser Pflicht

verschwand der Wunsch, einer den andern nicht verdüstern zu müssen, ihn nicht zu verletzen, diese Pflicht war alles – und nichts war die aufrichtigste Lüge aus Zärtlichkeit und Pietät.

So kam es, daß Honoré seiner Françoise glaubte, wenn sie sagte: »Ich weiß, du wirst gesund«, und ein wenig glaubte er es auch selbst ... »Soll ich sterben, dann bin ich im Tode nicht mehr eifersüchtig. Aber bis dahin? Solange mein Körper lebt – ja! Da ich aber eifersüchtig bin nur auf das Vergnügen, da nur mein leiblicher Teil eifersüchtig ist – so bin ich es nicht auf dein Herz, auf dein wahres Glück, das ich dir wünsche, durch den Besten dir gespendet. Wenn mein Körper schwindet, wenn die Seele siegt, wenn ich dem Kreise der irdischen Dinge nach und nach entgleite, wie an jenem Abend einst, als ich krank war, dann werde ich nicht mehr so wahnsinnig mich nach deinem Körper sehnen, ich werde vielmehr deine Seele lieben und frei sein von Eifersucht. Dann werde ich wirklich lieben.

Noch kann ich nicht deutlich sehen, wann das sein wird, jetzt, wo mein Leib noch ganz Leben und revoltierender Widerstand ist, aber ich kann es mir schon vorstellen, nach den Stunden, da meine Hand in ihrer Hand lag, als ich eine unermessliche Zärtlichkeit ohne sinnliches Begehren empfand, die Linderung meines Leidens und meiner Eifersucht. Wohl werde ich beim Abschied Kummer haben. Aber dieser Kummer hat mich einst zu mir selbst geführt, bis ein Engel mich zu trösten kam, in mir selbst. – Dieser Kummer hat mir den geheimnisvollen Freund entdeckt, den Freund in den Tagen des Unglücks: meine Seele. Es ist Friede um diesen Kummer, er wird mir helfen, reiner vor Gottes Angesicht zu treten, er und nicht die schreckliche Krankheit, die mich nur endlos quält, ohne mein Herz zu erheben, einem rein physischen Übel gleich, das sticht, schändet und erniedrigt. Mit meinem Körper, mit der Begierde ihres Körpers endet meine Fessel. – Ja, aber bis dahin, was wird aus mir? Schwächer von Tag zu Tag, immer weniger fähig, Widerstand zu leisten, umgeworfen durch meine zwei gebrochenen Beine, ich will zu ihr eilen, um zu sehen, ob sie noch so ist, wie sie in meinen Träumen lebt, aber ich kann mich nicht rühren, muß hier festgenagelt bleiben, gefoppt von allen, die sie ›sich leisten wollen‹ nach

Belieben, auf Kosten des Gelähmten, den sie nicht mehr zu fürchten brauchen.«

In der Nacht von Sonntag auf Montag träumte er, er ersticke, so fürchterlich lastete ein unermeßliches Gewicht auf seiner Brust. Er flehte um Gnade. Das Gewicht fortzurücken, hatte er nicht mehr die Kraft, er konnte sich nicht erklären, warum er die endlose, unausdenkbar lange Dauer dieser Qual bis jetzt so stark empfand, aber nicht eine einzige Sekunde länger konnte er es ertragen, oder er erstickte. Mit einem Schlag nahm man ihm die Last fort, ein Wunder war geschehen, er war auf immer frei. »Ich bin tot«, dachte er.

Über seinem Haupt sah er die Last aufsteigen, die ihn so lang erdrückt hatte, anfangs dachte er, es sei das Bild Gouvres', später, es sei bloß sein Verdacht, später, es seien seine Begierden, dann die Wartestunden, einst, vom Morgen an, die Sehnsuchtschreie nach dem Augenblick des Wiedersehens, und dann, der Gedanke an Françoise. Das nahm mit jeder Minute eine andere Form an, wie eine Wolke, ward größer, größer, er konnte sich durchaus nicht erklären, wie diese als unmeßbar und ungeheuer erkannte Masse auf seinem schwachen Körper, dem Körper eines zarten Menschen, auf dem armseligen Herzen eines Mannes ohne Energie hatte lasten können, ohne es zu erdrücken. Da verstand er, daß er zermalmt worden war und daß es das Leben eines Zermalmten war, das er geführt. Was aber so ungeheuer auf ihm gelastet hatte mit dem Gewicht der ganzen Welt, war seine Liebe!

Dann sagte er sich wieder: »Leben eines Zermalmten« und erinnerte sich des Augenblicks, da das Pferd ihn hingeschleudert hatte; da hatte er sich gesagt: »Ich werde zermalmt.« Er gedachte seines Spaziergangs und daß er an diesem Vormittag zu Françoise gehen wollte, um mit ihr zu frühstücken, und auf diesem Umweg kam er zu seiner Liebe zurück. »Es war also meine Liebe, die auf mir gelastet hat? Was sonst, wenn nicht meine Liebe? Vielleicht mein Charakter? Ich – oder gar das Leben?!« Dann dachte er: »Wenn ich sterbe, selbst dann bin ich nicht befreit von meiner Liebe, nur von meinen fleischlichen Begierden, von meiner Eifersucht.« Und nun sagte er: »Mein Gott, laß diese Stunde kommen, bald kommen, du mein Gott, damit ich die Vollendung der Liebe erkenne!«

Sonntag abend hatte die Peritonitis sich deutlich gezeigt, Montag gegen zehn Uhr morgens kam Fieber, er wollte Françoise, er rief sie, und seine Augen brannten: »Ich will, daß auch deine Augen leuchten, ich will dir Wonne geben wie noch nie ... ich will ... ich werde dir ... wehe tun!« Plötzlich wurde er blaß vor Wut: »Ich sehe genau, warum du nicht willst, ich weiß genau, was du heute morgen hinter dir hast und wo und mit wem, ich weiß, wer mich hat rufen wollen: er wollte mich hinter die Tür placieren, damit ich euch sehe und mich nicht auf euch stürzen kann, denn ich habe keine Beine mehr, ich kann euch nicht hindern, denn ihr habt noch mehr Spaß daran, wenn ihr mich da habt, während ... er weiß so gut, was dir Freude macht, aber vorher töte ich ihn, vorher dich, und noch weiter vorher mich! Sieh, ich habe mich getötet!« Und kraftlos sank er aufs Kissen zurück.

Allmählich beruhigte er sich und suchte immer einen, mit dem sie sich verheiraten sollte, wenn er tot war; aber es waren die gleichen Bilder, die er fortschob, das von François de Gouvres, von Buivres; sie marterten ihn und kamen immer wieder.

Mittags empfing er die Sakramente. Der Arzt sagte, den Nachmittag werde der Kranke nicht überleben. Außerordentlich schnell verlor er alle Kraft, konnte keine Nahrung nehmen, verstand fast nichts mehr. Sein Kopf blieb frei. Er sprach es nicht zu Françoise aus, die vom Kummer erdrückt war, er dachte nur daran, daß er später das Bewußtsein verlieren würde, das Bewußtsein von ihr, und dann konnte sie ihn auch nicht mehr lieben!

Die Namen, die er sich noch am Morgen mechanisch aufgezählt hatte, die Namen derer, die sie vielleicht besitzen würden, begannen in seinem Kopfe zu kreisen, während seine Augen einer Fliege folgten, die sich seinem Finger näherte, als wollte sie ihn berühren. Dann flog sie weg, kam wieder, berührte ihn aber nicht mehr. Seine Aufmerksamkeit war schon erloschen, da weckte sie der Name François de Gouvres; er sagte sich: »Vielleicht wird er sie wirklich besitzen.« Und zu gleicher Zeit dachte er: »Vielleicht will die Fliege das Leinentuch berühren? Nein, nicht, noch ...« Dann riß er sich gewaltsam aus seiner Träumerei. »Wie kann das sein? Keins von beiden scheint mir wichtiger? Wird Gouvres Françoise besitzen? Wird die Fliege das Tuch berühren? Ach, der Besitz

Françoisens ist wichtiger!« Aber er sah zu klar die Distanz, die diese beiden Ereignisse trennte, und das bewies ihm, daß er sie beide nicht sehr ernst nahm. Er sagte sich: »Wie ist mir das alles gleich! Wie ist das traurig!« Dann merkte er, er hatte nur aus Gewohnheit gesagt: »Wie ist das traurig!« Er hatte eine Wandlung durchgemacht und war nicht mehr traurig über diese Wandlung. Ein leichtes Lächeln löste seinen Mund. »Jetzt ist sie da, die reine Liebe für Françoise. Ich bin nicht mehr eifersüchtig, denn ich bin dem Tode nah, aber einerlei – es mußte sein, damit ich endlich die echte Liebe für Françoise empfinde!«

Nun hob er die Augen und sah Françoise inmitten der Dienerschaft, des Arztes, zweier alter Verwandten, und alle beteten neben ihm. Und nun erkannte er: die reine Liebe, frei von jedem Egoismus, von jeder Sinnlichkeit, so wie er sie für sich ersehnte in ihrer ganzen Süße und Göttlichkeit, sie hatte jetzt die alten Anverwandten umfassen, die Dienstboten, den Arzt, selbst ihn, ebenso wie Françoise; er empfand für sie nur die Liebe für alle beseelten Kreaturen, die mit ihm in einem treuen Bunde standen, da sie eine Seele hatten ähnlich der seinen, und er empfand nur diese Liebe noch für sie. Er konnte die ausschließliche Liebe für sie nicht mehr fassen mit ihrer ganzen Mühe und Schwere, ja der bloße Gedanke, sie sei ihm mehr als die andern, war ausgelöscht in ihm.

Tränen erstickt murmelte sie am Fuße des Bettes die schönsten Worte von einst: »Mein Heimatland, mein Brüderchen!« Aber er hatte weder die Kraft noch den Willen, sie aufzuklären, er lächelte und dachte, sein »Heimatland« sei nicht mehr sie, sondern über aller Erde und im Himmel. Er wiederholte in seinem Herzen: »Meine Brüder«, und wenn er Françoise tiefer ansah als die andern, geschah dies nur aus Mitleid allein, aus Mitleid mit ihren Tränen, die in Strömen aus ihren Augen rannen, aber diese Augen würden bald sich schließen, und die Tränen würden versiegen. Er liebte sie jetzt nicht tiefer, nicht mit anderm Herzen als den Arzt, die alten Anverwandten, die Dienstboten, und das war das Ende seiner Eifersucht.

Marcel Proust: Tage der Freuden. Übersetzt von Ernst Weiss. Berlin:
Ullstein Taschenbücher-Verlag GmbH, 1960